

Ferdinand Tönnies
Gesamtausgabe
Band 7



Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe TG

Im Auftrag
der Ferdinand Tönnies-Gesellschaft e.V.



herausgegeben von
Lars Clausen · Alexander Deichsel
Cornelius Bickel · Carsten Schlüter-Knauer
Uwe Carstens

Walter de Gruyter · Berlin · New York
2009

Ferdinand Tönnies

Gesamtausgabe Band 7

1905–1906

Schiller als Zeitbürger und Politiker

Strafrechtsreform

Philosophische Terminologie
in psychologisch-soziologischer Ansicht

Schriften

Rezensionen

herausgegeben von

Arno Bammé und Rolf Fechner

Walter de Gruyter · Berlin · New York
2009

*Die Edition des Bandes 7 der Tönnies-Gesamtausgabe
wurde vom Lande Schleswig-Holstein gefördert.*

Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 978-3-11-015840-3

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

© Copyright 2009 by Walter de Gruyter GmbH & Co., D-10785 Berlin
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mi-
kroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Datenverarbeitung: Salignow Verlagsservice, Berlin
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten.
Buchbinderische Verarbeitung: Buchbinderei Bruno Helm, Berlin.
Schutzumschlag: Rainer Engel, Berlin

Inhalt nach Abteilungen

Verzeichnisse

Inhalt nach Abteilungen.	V
Inhalt nach Sachgebieten	IX
Abkürzungen und Siglen	XIII

Vorwort

<i>Arno Bammé</i> und <i>Rolf Fechner</i>	XIX
---	-----

I. Monographien 1

Schiller als Zeitbürger und Politiker	3
Strafrechtsreform	61
Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht	119

II. Schriften 251

<i>Zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre</i>	253
Die Sozialdemokratie in Küche und Keller	254
Ein Rückblick auf den Streik im Ruhrkohlenrevier	258
The Present Problems of Social Structure	269
Glückauf!	288
<i>Schiller und der Genius seiner Zeit</i>	294
Schiller als Zeitbürger.	295
Schiller und das Verbrecherproblem	299
Schillers politisches Vermächtnis	317
Die politische Wurmkrankheit	322
Soziologische Literatur	328
<i>Eugenik</i>	342
Der Massenstreik in ethischer Beleuchtung	343
<i>Verkehr und Transport</i>	351
<i>Die Entwicklung der Technik</i>	352
Wie Schiller auf mich gewirkt hat.	353

[On the Relation of Sociology to the Social Sciences and to Philosophy]	360
[<i>Public Comments on the Movement</i>]	362
[Anglo-German Relations]	363
Zum Verständnis des politischen Parteiwesens	366
Revolution?	375
<i>Das Vagieren</i>	384
Die nordamerikanische Nation	385
Jena und die Humanität.	412
Die Diäten-Vorlage	420
<i>Das Wandern</i>	425
<i>Das Reisen</i>	426
Politische Stimmungen und Richtungen in England.	427
Moralische Gedanken eines Weltmanns	436
Die politischen Parteien im Deutschen Reiche	437
Condorcet.	462
[Bedürfen wir des Pfarrers noch?].	470
[Discussion on "Restrictions in Marriage" and on "Studies in National Eugenics"]	472
III. Rezensionen.	475
Peters, Carl, England und die Engländer	477
Spencer, Herbert, Eine Autobiographie	483
Thouverez, Emile, Herbert Spencer	489
Eulenburg, Franz, Gesellschaft und Natur. Akademische Antrittsrede	490
Wells, H. G., Ausblicke auf die Folgen des technischen und wissenschaftlichen Fortschritts für Leben und Denken des Menschen	493
Stuckenberg, J. H. W., <i>Sociology – The Science of Human Society</i>	496
Spann, Othmar, Untersuchungen über den Begriff der Gesellschaft zur Einleitung in die Soziologie. 1. Bd.: Zur Kritik des Gesellschaftsbegriffs der modernen Soziologie.	497

Apparat	501
Editorischer Bericht	503
(nur darin:	
<i>Note by Prof. Tönnies</i>	515
<i>Entgegnung [einer Besprechung der</i> <i>Philosophischen Terminologie]</i>	523
<i>Alt-Eiderstedt und seine Freiheiten)</i>	583
Bibliographie (auch: Drucknachweise der edierten Texte).	605
Register der Publikationsorgane	645
Personenregister.	649
Sachregister	667
Plan der Tönnies–Gesamtausgabe	688

Inhalt nach Sachgebieten

Der Wissenschaftler

Wissenschaftliche Begriffsbildung

Philosophische Terminologie	
in psychologisch-soziologischer Ansicht	119
[On the Relation of Sociology to the Social Sciences	
and to Philosophy]	360
<i>Zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre</i>	253
Franz Eulenburg,	
Gesellschaft und Natur. Akademische Antrittsrede	490
Stuckenberg, J. H. W.,	
<i>Sociology – The Science of Human Society</i>	496
Spann, Othmar, Untersuchungen über den Begriff der	
Gesellschaft zur Einleitung in die Soziologie. 1. Bd.: Zur	
Kritik des Gesellschaftsbegriffs der modernen Soziologie . .	497

Soziologische Analysen und Berichte

The Present Problems of Social Structure	269
Soziologische Literatur	328
<i>Die Entwicklung der Technik.</i>	352
<i>Eugenik</i>	342
[<i>Public Comments on the Movement</i>]	362
<i>Verkehr und Transport. Eine soziologische Skizze</i>	351
<i>Das Vagieren. Soziologische Skizze.</i>	384
<i>Das Wandern. Soziologische Skizze</i>	425
<i>Das Reisen. Soziologische Skizze</i>	426
[Discussion on “Restrictions in Marriage” and on „Studies in	
National Eugenics“]	472
Wells, H. G.,	
Ausblicke auf die Folgen des technischen und	
wissenschaftlichen Fortschritts für Leben und Denken des	
Menschen	493

Kriminologie

Strafrechtsreform	61
Schiller und das Verbrecherproblem	299

Politik und Geschichte

Schiller als Zeitbürger und Politiker	3
Schillers politisches Vermächtnis	317
<i>Schiller und der Genius seiner Zeit</i>	294
Schiller als Zeitbürger.	295
Die politischen Parteien im Deutschen Reiche. Sozialwissenschaftliche Studie	437
Condorcet.	462
Peters, Carl, England und die Engländer	477

Der Homo Politicus und Essayist**Allgemeine Politik, Parteienpolitik**

Die politische Wurmkrankheit	322
[Anglo-German Relations]	363
Zum Verständnis des politischen Parteiwesens	366
Die Diäten-Vorlage	420
Politische Stimmungen und Richtungen in England.	427

Soziographie und Geschichte

Jena und die Humanität	412
(Alt-Eiderstedt und seine Freiheiten)	583

Wirtschafts- und Sozialpolitik, Arbeiterbewegung

Die Sozialdemokratie in Küche und Keller	254
Ein Rückblick auf den Streik im Ruhrkohlenrevier	258
Glückauf!	288
Der Massenstreik in ethischer Beleuchtung.	343
Revolution?	375
Die nordamerikanische Nation	385

Zu einzelnen Persönlichkeiten

Schiller als Zeitbürger und Politiker	3
---	---

Schillers politisches Vermächtnis	317
<i>Schiller und der Genius seiner Zeit</i>	294
Schiller als Zeitbürger.	295
Schiller und das Verbrecherproblem	299
Wie Schiller auf mich gewirkt hat.	353
Condorcet.	462
Thouverez, Emile, Herbert Spencer	489
Spencer, Herbert, Eine Autobiographie	483

Ad Vitam

Wie Schiller auf mich gewirkt hat.	353
Moralische Gedanken eines Weltmanns	436
[Bedürfen wir des Pfarrers noch?].	470

Abkürzungen und Siglen

Aufgenommen wurden sämtliche in Text oder Anmerkungen vorkommende Abkürzungen und Siglen, bis auf die häufig abgekürzten Vornamen und gelegentlich auch Nachnamen; denn diese erscheinen in Tönnies' Text selbst oder in den Anmerkungen dazu, sonst im Personenregister (siehe S. 648–666). *Kursive Abkürzungen* bezeichnen Siglen der Werke Tönnies'. *Kursiviertes in den Erläuterungen* zeigt nichtdeutsche Wörter an (fehlt ein Hinweis, so entstammt es dem Englischen). Abkürzungen zu Satzbeginn beginnen mit einer Majuskel, diese Form wird hier, wie auch flexivische Varianten, nicht aufgeführt.

§	Paragraph	Aufl.	Auflage
→	siehe	Aug.	August
		Ausg.	Ausgabe
a. a. O.	am angegebenen Ort	Az.	Aktenzeichen
a. d.	aus dem		
a. D.	außer Dienst	B.	<i>Baccalaureus, Bachelor</i>
A.D.	Anno Domini		[lat., engl.]
a. M.	am Main	Bd.(e.)	Band, Bände
a. T.	aufs Tausend	bearb.	bearbeitet
Abh.	Abhandlung(en)	belg.	belgisch
Abs.	Absatz	Berl.	Berlin
Abschn.	Abschnitt	bes.	besonders
Abt., Abtl.	Abteilung	BGB.	Bürgerliches Gesetzbuch
ADB	Allgemeine Deutsche Biographie	bl.	blühte (hist.-fachsprach- lich svw. „wirkte“)
afgh.	afghanisch	BRD	Bundesrepublik
AFL	<i>American Federation of Labor</i>		Deutschland
ägypt.	ägyptisch	brit.	britisch
Akad.	akademisch	bzw.	beziehungsweise
amerik., amerikan.	amerikanisch	ca.	circa
amic.	<i>amicitia</i> [lat., Freund- schaft, Bündnis]	Cb54	Signatur des Tönnies- Nachlasses in der Schles- wig-Holsteinischen Landesbibliothek
angl.	anglikanisch		
Anm.	Anmerkung	Cd.	<i>Correspondence</i>
ao.	außerordentlicher	ceylon.	ceylonesisch
App.	Appendix	ch.	<i>Chapter, chapter</i>
arab.	arabisch	chin., chines.	chinesisch
Art.	Artikel	Chr.	Christus
AT	Altes Testament		

Chr. Albr.	Christian Albrechts Uni-	Exz.	Exzellenz
Universität	versität zu Kiel		
christl.	christlich	f.	folgend
Cic.	Cicero	Feb.	Februar
Cie.	Compagnie	ff.	[mehrere] folgende Seiten
Col.	<i>Colonel</i>	Fn	Fussnote
		fol.	<i>following</i> [engl. svw. folgende]
d	<i>pence</i>		
d. [4]	der, die, das; des	fr.	Fragment
d. Gr.	der Große	Fr.	Franken, <i>Frans</i>
d. h.	das heißt	frz.	französisch
d. i.	das ist	Frhr.	Freiherr
d. J.	des Jahres, des Jüngeren	Fs.	Fürst
d. M.	des Monats	FTG	Ferdinand-Tönnies-
D. R.	Deutsches Reich		Gesellschaft
d. Rh.	des Rheins		
dän.	dänisch	GBB	<i>Die Gesetzmäßigkeit in</i>
Darstellgn.	Darstellungen		<i>der Bewegung der Bevöl-</i>
das.	dasselbst		<i>kerung, 1914</i>
Dec.	<i>December</i>	geb. [2]	gebunden, geboren
ders.	derselbe	Geg.	Gegenwart
Dez.	Dezember	Geh. Rat	Geheimer Rat
DGS	Deutsche Gesellschaft	gel.	gelegentlich
	für Soziologie	ges.	gesamt
Dict. Nat. Biogr.	<i>Directory of National</i>	Gesch.	Geschichte
	<i>Biography</i>	gest.	gestorben
Dir.	Direktor	Gf.	Graf
DNB	<i>Directory of National</i>	ggf.	gegebenenfalls
	<i>Biography</i>	GO	Gewerbeordnung
Dr.	Doktor	gr., griech.	griechisch
DRP	Deutsche Reichspartei	Großhzg.	Grossherzog
dt.	deutsch	GuG	<i>Gemeinschaft und</i>
			<i>Gesellschaft, 1887</i>
E. K.	Ethische Kultur		
eB	editorischer Bericht	H.	Heft
ebd.	ebenda	ha	Hektar
ed., éd.	ediert, <i>edited, edition,</i>	Hg.	Herausgeber
	<i>édition</i>	hgg.	herausgegeben
ED	Erstdruck	hist., histor.	historisch(en)
eigentl.	eigentlich	Hist.	<i>History</i>
Enc. (Encycl.) Brit.	<i>Encyclopedia</i>	hl.	heilig(es)
	<i>Britannica</i>	holl., holländ.	holländisch
engl.	englisch	Hon.	<i>Honorable</i> (Ehrenwerter)
Engl Hist. Rev.	<i>English Historical</i>	Hr.	Herr
	<i>Review</i>	Hw.	Hauptwerk
erklär.	erklärenden	HW, HWB	Handwörterbuch [der
etc.	<i>et cetera</i> [lat.; und so		Staatswissenschaften]
	weiter]		
Ev., ev.	Evangelisch, evangelisch	i. [2]	im, in
Ew.	Ehrwürdige	i. H.	in Holstein
EWpo	Englische Weltpolitik in	I. K. V., IKV	Internationale Kriminali-
	englischer Beleuchtung		stische Vereinigung

i. V.	in Verbindung	MdR, M. d. R.	Mitglied des Reichstags
ib., ibid.	<i>ibidem</i> [lat.: ebenda]	Mitgl.	Mitglied
id.	idem [lat.: der-, dasselbe]	Mme	<i>Madame</i>
Ill.	Illinois		
ILP	<i>Independent Labour Party</i>	n. Chr.	nach Christus
		N. S.	<i>new series</i>
ind.	indisch	n.u.Z.	nach unserer
inkl.	inklusive		Zeitrechnung
ital.	italienisch	neuseeld.	neuseeländisch
		NL	Nachlass
Jahr.	Jahrbuch	nlat.	neulateinisch
Jan.	Januar	nl., nld.	niederländisch
jamaik.	jamaikanisch	No.	<i>number</i> , Nummer
jap.	japanisch	Nordd.	Norddeutscher
Jb	Jahrbuch	Nordd. Allgem.	Norddeutsche Allgemeine [Zeitung]
Jg.	Jahrgang		
Jhdt.	Jahrhundert	norweg.	norwegisch
Jhs.	Jahrhunderts	Nov.	November
jüd.	jüdischer	Nr.	Nummer
jun.	junior	nouv.	<i>nouvelle</i> [frz.]
		NT	Neues Testament
K.	Königlichen		
K., Kap.	Kapitel	o. J.	ohne Jahrgang, ohne Jahr
K. d. B.	Kreis der Bezogenen		
kath.	katholisch	o. V.	ohne Verfasser
kg.	Kilogramm	Oct.	<i>October</i>
Kg.	König	österr.	österreichisch
kgl., königl.	königlich	Okt.	Oktober
Kirchengesch.	Kirchengeschichte	ord.	ordentlicher
Königr.	Königreich	Orig.	Original
konserv.	konservativ(er)		
krit.	kritischen	p. [2]	<i>page, part</i>
ks.	kaiserlich	P.	Pfarrer, Pastor
		p. c.	<i>post Christum</i> [lat.: nach Christus]
£	Pfund Sterling	Parl.	<i>Parliamentary</i>
l. c.	<i>locum citato</i> [lat.: am angeführtem Ort]	Parl. Reg.	<i>Parliamentary Register</i>
<i>Lael.</i>	<i>Laelius</i>	Past.	Pastor
lat.	lateinisch	PD	Privatdozent
lib.	<i>liber</i> [lat.: Buch, Schrift]; liberal(er)	Pf., Pfg.	Pfennig
		Pfd. Ster.	Pfund Sterling
Lit.verz.	Literaturverzeichnis	Philos.	Philosophie
lt.	laut	pol., poln.	polnisch
luth.	lutherisch	port.	portugiesisch
		Pr., Preuß.	Preußen
m.	mit	preuß.	preußisch
m. a. W.	mit anderen Worten	<i>ProblemeVS</i>	Probleme des Verbrechens und der Strafe (Tönnies 1903)
M. P.	<i>Member of Parliament</i>		
M., Mk.	Mark	Prof.	Professor
M. A.	<i>Master of Arts, Magister Artium</i> [engl., lat.]	Proz.	Prozent
Magnif.	Magnifizenz	Ps.	Pseudonym

rec.	<i>recensuit</i> [lat.: er hat es durchgesehen]	svw.	soviel wie
Red.	Redaktion	t., tom.	<i>tome</i> [frz.: Band]
reg.	regiert(e)	T.	Tausend
Reichsfrhr.	Reichsfreiherr	Tab.	Tabelle
resp.	respektive	Tauchn.	Tauchnitz
RGE	Entscheidung des Reichsgerichts	TG	<i>Tönnies-Gesamtausgabe</i>
röm.	römisch	TG 9	<i>Tönnies 2000</i>
rum.	rumänisch	TG 10	<i>Tönnies 2008</i>
russ.	russisch	TG 14	<i>Tönnies 2002</i>
RV	Reichsverfassung	TG 15	<i>Tönnies 2000a</i>
		TG 22	<i>Tönnies 1998</i>
		TG 23	<i>Tönnies 2005</i>
s.	siehe	Thl.	Theil
S.	Seite; Sankt	Tl., Tle.	Teil, Teile
S. J.	Societas Jesu	Trin. College	<i>Trinity College</i>
s. n.	siehe nächste [Seite]	Tübing.	Tübingen
s. o.	siehe oben	türk.	türkisch
s. u.	siehe unten		
s. v.	<i>sub verbo</i> [lat.: bei dem Wort]	u.	und
sächs	sächsisch	u. a.	unter anderem, und andere
schemat.	schematisch	u. d.	und die
schott.	schottisch	u. dgl. (m.)	und dergleichen (mehr)
SchrDGS	Schriften der Deutschen Gesellschaft für Soziologie	u. e.	und eine
		u. d. T.	unter dem Titel
		d. T.	dem Titel
schwed.	schwedisch	UB	Universitätsbibliothek
schweiz.	schweizerisch	üb.	über
sen.	senior	Übers.	Übersetzer(s)
Sept.	September	umgearb.	umgearbeitete
Sess.	Session	ungar.	ungarisch
<i>SH Agr.</i>	Studie zur schleswig-holsteinischen Agrarstatistik	Univ.	<i>University</i> , Universität
		USA	Unites States of America
SHLB	Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek		(Vereinigte Staaten von Amerika)
sog., sogen.	sogenannte	usw.	und so weiter
soz.	sozialen		
sozialdemokrat.	sozialdemokratisch	v.	von
Sp.	Spalte	v. a.	vor allem
span.	spanisch	v. Chr.	vor Christus
spätrom.	spätromischer	v. H.	vom Hundert
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands	v.u.Z.	vor unserer Zeitrechnung
		verb.	verbesserte
SSK	Soziologische Studien und Kritiken 1925-1929	Verf.	Verfasser
		VerhSoz	Verhandlungen des deutschen Soziologentages
St.	Sankt		
Stat., Statist.	Statistisches	Verl.	Verlag
StPO	Strafprozessordnung	Verw.	Verwaltung
stv.	stellvertretend	vgl.	vergleiche
St. W. B.	Deutsches Staatswörterbuch	viz.	<i>videlicet</i> [engl. svw. nämlich]
südafrik.	südafrikanisch	vmtl.	vermutlich

Völkerr.	Völkerrecht	Wirkl. Geh.	Wirklicher Geheimrat
vol., Vol.	<i>Volume(s)</i>	wiss.	wissenschaftlich
Volksw.	Volkswirtschaft		
vorm.	vormals	z.	zur
Vorw.	Vorwort	z. B.	zum Beispiel
		z. T.	zum Teil
WB	Wörterbuch [der Volkswirtschaft]	zit.	zitiert
wg.	wegen	Zs.	Zeitschrift
		zw.	zwischen

Vorwort

In den Jahren 1905 und 1906 tritt Ferdinand Tönnies mit zahlreichen, thematisch ganz unterschiedlichen Arbeiten an die Öffentlichkeit. Nicht alle davon sind, den Editionsrichtlinien folgend, in diesem Band 7 der Tönnies-Gesamtausgabe (*TG*) versammelt, doch fehlt dazu nirgends ein entsprechender Hinweis. In ihrer werkgeschichtlichen Bedeutung sind zum einen natürlich die drei großen Monographien hervorzuheben, zum anderen aber sind die in verschiedenen Analysen und Essays behandelten Themenschwerpunkte zu benennen: Probleme der Arbeiterbewegung; die sich abzeichnende Verschränkung von Technik, Natur und Gesellschaft und ihre Folgen für die Sozialwissenschaften; die sich zunehmend ausdifferenzierende Begrifflichkeit der Natur- und Sozialwissenschaften; die konservative und reaktionäre Durchpolitisierung der wilhelminischen Gesellschaft.

Mehreres ist daran für den heutigen Leser, für die heutige Leserin erstaunlich: Zum einen, wie es Tönnies immer wieder gelingt, Querverbindungen herzustellen zwischen ganz unterschiedlichen Themenbereichen, etwa zwischen der anstehenden Strafrechtsreform, Schillers ‚soziologischem‘ Interesse am Verbrechen und aktuellen politischen Zeitläufen, oder zwischen den sich aufgrund neuer Technologien erweiternden gesellschaftlichen Handlungsmöglichkeiten und ihren ethischen Implikationen. Überhaupt, wer Tönnies bisher im wesentlichen als Autor von ‚Gemeinschaft und Gesellschaft‘ wahrgenommen hat, üblicherweise in Auszügen oder als zweiten und dritten Aufguss in dogmenhistorischen Zusammenfassungen, dem wird bei der Lektüre des vorliegenden Bandes sehr schnell klar, warum Tönnies seinerzeit als Philosoph, als Historiker, als Rechtsgelehrter, als Nationalökonom, als Statistiker, als Essayist und als politischer Schriftsteller so große Beachtung finden konnte. Er hat sich eingemischt.

Zweifellos besteht ein großes Verdienst des Ferdinand Tönnies nach wie vor darin, dass er die angewandte Soziologie, die empirische Sozialforschung zum unverzichtbaren Bestandteil der Disziplin gemacht hat, zu einer Zeit, als die deutsche Universität noch stark auf die reinen Geisteswissenschaften hin ausgerichtet war. Aber das war lediglich eine, wenngleich für die Entwicklung der Soziologie sehr wichtige Seite im Schaffen des Ferdinand

Tönnies. Tönnies indes war nicht nur Wissenschaftler. Als Essayist reiht er sich äußerst öffentlichkeitswirksam in die großen intellektuellen und politischen Debatten seiner Zeit ein, macht seine Ansichten eindringlich geltend. Unüberhörbar ergreift er Partei für die Belange der Arbeiter. Kritisch äußert er sich zu den damals modischen, naturwissenschaftlich begründeten Theorien der Determiniertheit menschlichen Handelns, bezieht Position zu Fragen der Eugenik. Leisetreteri, halbherzige Kompromisse sind seine Sache nicht. Im Gegenteil! In allen strittigen Fragen vertritt Tönnies einen festen, unzweideutigen Standpunkt. Vieles von dem, was er zur ‚Eugenik‘, zur ‚naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre‘ äußert, ist heute, hundert Jahre später, vom Grundsatz her durchaus anschlussfähig, gerade an die aktuelle Diskussion über Molekulargenetik und Biotechnologie der Jahre nach 2000.

1905, im Schiller-Jahr, widmet er sich ausführlich dem Leben und Werk des Dichters, aber er tut es nicht abstrakt, sondern fokussiert sein Interesse unter zwei erkenntnisleitenden Fragestellungen, einer eher soziologischen und einer mehr politischen. Zum einen interessieren ihn die gesellschaftlichen Ursachen menschlicher Kriminalität und wie Schiller sie in seinem Werk zur Darstellung bringt. Akribisch vergleicht er unterschiedliche Entwürfe und Fassungen, nicht nur der ‚Räuber‘ (was nahe gelegen hätte), zieht Briefe heran, setzt sie in Bezug zu den einzelnen Lebensphasen des Dichters. Zum anderen versucht er, einen aktuellen Zeitbezug zu Schillers ‚politischem Vermächtnis‘ herzustellen, in polemischer Auseinandersetzung mit jenen konservativen Bestrebungen, die den Dichter für ihre Zwecke zu vereinnahmen suchen. Durchaus im Trend der Zeit, vertritt Tönnies in den Auseinandersetzungen um eine Strafrechtsreform offenbar eine Position, die generalpräventiven Erwägungen den Vorzug vor der Spezialprävention gibt, also der abschreckenden Wirkung von Strafrecht und Strafjustiz auf die Allgemeinheit mehr Bedeutung beimisst als der Besserung des Täters bzw. der Täterin durch Strafe und ihren Vollzug. Deutlich wird dies insbesondere durch die Befürwortung hoher Strafen für Ersttäter.

1905 wird weiterhin bestimmt durch den großen Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet. Auch hierzu bezieht Tönnies eindeutig Position. Zum Teil in sehr polemischer Diktion setzt er sich mit den Verhandlungen sowohl im preußischen Landtag als auch im deutschen Reichstag auseinander. Zielscheibe seiner Kritik sind immer wieder Reichskanzler von Bülow und der Minister für Handel und Gewerbe, Theodor Adolf von Möller. Tönnies weist sich nicht nur als glänzender Rhetoriker aus, er zeigt sich auch überaus gut informiert.

1906 jährte sich zum hundertsten Male die Doppelschlacht von Jena und Auerstädt, in der die preußisch-sächsische Armee vernichtend geschlagen wurde. In martialischen Aufrufen und umfangreichen Analysen wird in der konservativen Presse gefordert, dass sich so etwas nicht wiederholen dürfe und, dank Preußens wieder erstarkter Macht und Herrlichkeit, nicht wiederholen werde. Auch hier wiederum bezieht Tönnies eindeutig Position, zieht zu Felde gegen konservatives Gehabe und reaktionäres Gedankengut. Vor allem in dem Essay ‚Jena und die Humanität‘ wird er deutlich, bestreitet rundweg die Richtigkeit der rechtskonservativen Analysen, wie sie die Spalten der Tagespresse jener Zeit überschwemmten.

Im Zentrum jener Arbeiten, die der wissenschaftlichen Begriffsbildung verpflichtet sind, steht in diesem Band die Monographie ‚Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht‘. Diese Schrift hat – wie so mancher der Texte Tönnies‘ – einen gewissen unterschwelligem Einfluss, wurde jedoch über eine wissenschaftshistorische Wirkung auf den Wiener Kreis hinaus kaum wahrgenommen. Erst H. Walter Schmitz, dem auch für Vorarbeiten zu dieser Edition des Textes zu danken ist, hat sich explizit um die Bedeutung der Tönnieschen Zeichentheorie für die Semiotik verdient gemacht und damit auch das Werk und seine Axiomatik in einen neuen Diskussionszusammenhang gestellt (vgl. Schmitz 1983, 1985, 1985a). Dabei ist dieser frühe Text von Tönnies, bereits Ende 1897 geschrieben und 1899 in Englisch veröffentlicht, aber erst 1906 in deutscher Sprache als Monographie publiziert, für seine soziologische Erkenntnistheorie kaum zu überschätzen. Er stellt eine Brücke dar von seinem Hauptwerk ‚Gemeinschaft und Gesellschaft‘ von 1887 zu seiner Theorie der sozialen Werte, die er 1931 mit der Veröffentlichung der ‚Einführung in die Soziologie‘ abschloss. Der Text zeigt aber auch, wie weit Tönnies bereits 1887 das intellektuelle Massiv seiner Wissenschaftstheorie durchdrungen hatte. Obwohl 1896, also erst kürzlich (oder: weil erst kürzlich?) seine Hobbes-Monographie erschienen war, ferner seine Nietzsche-Kritik und die Untersuchungen zum Hamburger Hafentarbeiterstreik abgeschlossen waren, unterbrach Tönnies seine aktuellen Arbeiten zur Verbrechensforschung, um sich einem philosophischen Problem – dem der Verworrenheit in der Terminologie der Philosophie und Psychologie – zu widmen, zu der die Engländerin Lady Welby einen Preis ausgelobt hatte. Dass innerhalb von sechs Wochen eine preisgekrönte Schrift erstellt und eine eigenständige Zeichentheorie erarbeitet werden konnte, zeigt, wie weit Tönnies die grundlegenden Ideen bereits zehn Jahre zuvor schon fundiert hatte und wie seine Vorstellungen von reiner Wissenschaft aus dem Philosophemen von ‚Gemeinschaft und Gesellschaft‘ ableitbar waren.

Einen breiten Raum nehmen in diesem Band Artikel ein, die tagespolitischen Themen bzw. dem sogenannten Zeitgeist verpflichtet sind. Mit ihnen hatten wir besondere Schwierigkeiten. Einerseits soll die Kommentierung Tönniesscher Texte möglichst sparsam erfolgen. Andererseits macht der Wiederabdruck von Texten, die ihre Entstehung tagespolitischen Ereignissen verdanken, wenig Sinn, wenn der (heutige) Leser, die (heutige) Leserin die Rahmenbedingungen und Hintergründe nicht näher kennen. In diesen Fällen entschlossen wir uns, großzügiger zu kommentieren. Weitere Hintergrundinformationen sind dem editorischen Bericht zu entnehmen.

Ferdinand Tönnies war Friese und Weltbürger. Neben der Umtriebigkeit, die für den Biographen eine Herausforderung darstellt (wo hat er zum Beispiel seinen Vortrag über ‚Die nordamerikanische Nation‘ gehalten?), ergab sich für uns ein weiteres Problem. Vieles von dem, was Tönnies schrieb, wir erwähnten es bereits, ist dem Zeitgeist verpflichtet, erhält seinen Sinn also aus der Situation heraus, in der er es zu Papier brachte. Mehr noch: Ferdinand Tönnies, Absolvent des Königlichen Gymnasiums zu Husum, der alten Husumer Gelehrtenschule, verfügte über eine umfassende Allgemeinbildung, die er in seinen Werken auch großzügig zur Geltung brachte. Sieben Fremdsprachen waren ihm geläufig: Lateinisch, für das er als internationale Wissenschaftssprache plädierte, Griechisch, Hebräisch, Englisch, Französisch, Dänisch und Niederländisch. Nun ist das, was wir heute unter Allgemeinbildung verstehen, nicht identisch mit dem, was um die Wende zum 20. Jahrhundert selbstverständliches Bildungsgut war. Vieles, auf das Tönnies, oftmals implizit, verweist, kann beim heutigen Leser bzw. der heutigen Leserin nicht mehr so ohne weiteres als bekannt voraus gesetzt werden. Es galt also, in kurzen Anmerkungen den sozialhistorischen, den religiösen, den mythologischen, den literarischen und den politischen Kontext, auf den Tönnies sich bezieht, zu verdeutlichen, keine leichte Aufgabe insofern, als Tönnies oftmals Bezeichnungen wählte, die heute selbst in einschlägigen Enzyklopädien nicht mehr gängig sind. (‚Atimie‘ wäre ein solches Beispiel dafür.)

Am Verzweifeln waren wir manchmal, wenn es darum ging, Zitate zu rekonstruieren. Nicht immer hat Tönnies die Quelle genannt, geschweige denn die Seite. Oft verfuhr er dabei recht frei. So wurde bei ihm aus dem ‚Quarterly Journal of Economics‘ die ‚Economical Review‘, eine Zeitschrift, die es 1905 gar nicht gab. Oder: Welchen ‚einflußreichen deutschen Philosophen‘, der „das gesamte sittliche Bewußtsein aus dem ‚Mißfallen am Streit‘ ableiten wollte“, könnte Tönnies wohl gemeint haben? Um solche Dinge klären zu können, begaben wir uns auf eine mehrjährige Odyssee

durch die europäische Wissenschaftslandschaft. Immer wieder waren wir überrascht von der Hilfsbereitschaft der oft informell angebahnten, über den gesamten alten Kontinent verstreuten Kontakte, von der kollegialen Selbstverständlichkeit, mit der diese gewährt wurde.

Hafenplätze, an denen wir immer wieder Trost und Zuspruch fanden, gewährten vor allen die Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft, Kiel, Lotsenstation und Hafenmeisterei zugleich, Jürgen Zander (Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Kiel), der sich wie kein zweiter auf die Deutung der kryptischen Geheimnisse Tönniescher Handschriften verstand, sowie Frank Osterkamp (Christian-Albrechts-Universität, Kiel), der über die Schlüssel zur Öffnung der einschlägigen Kieler Bibliotheken und Archive verfügte sowie mit kritische Anregungen nicht sparte. Ihnen vor allem gebührt unser Dank. Insbesondere der von Jürgen Zander in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek wissenschaftlich hervorragend erschlossene Tönnies-Nachlass, der teilweise in *TG 23 II* bereits ediert vorliegt, sei als ständig zu nutzende Anlaufstelle empfohlen. Ein guter Ankerplatz allemal, mit herrlichem Blick auf die Kieler Förde. Selten ist ein Nachlass so umsichtig betreut, so zuvorkommend einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Einen ersten Überblick über die dort vorhandenen Schätze gewährt *Jürgen Zander: Ferdinand Tönnies (1855-1936). Nachlass, Bibliothek, Biographie. Kiel 1980 (Berichte und Beiträge der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek)*. Als äußerst hilfreich erwies sich weiterhin das zweitägige Tönnies-Colloquium 1995 in Kiel, das gemeinsam von der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft und dem Institut für Soziologie der Kieler Universität veranstaltet wurde und die einzelnen Bandeditoren aus dem In- und Ausland zusammenführte. Geteiltes Leid ist halbes Leid. Cornelius Bickel (CAU) schließlich ist zu danken für ein erstes akribisches Gegenlesen des zum Druck vorbereiteten Textes.

Selbst in späteren Lebensjahren war Tönnies immer wieder in Husum, nutzte die Buchbestände des Königlichen Gymnasiums für seine Studien. So finden sich denn in der nach wie vor exzellenten Bibliothek des (heute so genannten) Hermann-Tast-Gymnasiums noch Schriften, etwa von Adam Smith, die Tönnies dort gelesen hat. Als Navigator und Steuermann vor Ort betätigte sich Werner Stiebeling (Hermann-Tast-Gymnasium, Husum). Klaus-Peter Lengsfeld (Nordfriesisches Museum, Husum) machte uns die im Nissen-Haus lagernden Materialien über Ferdinand Tönnies zugänglich. Wertvolle Hinweise und Hintergrundinformation erhielten wir von Holger Borzikowsky (Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte), Thomas Steensen (Nordfriisk Instituut, Bräist/Bredstedt) und Karl Ernst Laage

(Theodor-Storm-Gesellschaft, Husum). Almut Ueck (Kreisarchiv Nordfriesland, Husum) erschloss uns die Gardinger, Tönninger, Friedrichstädter und Husumer Zeitungsbestände aus dem Jahre 1906. Ihnen allen sei dafür recht herzlich gedankt.

Unermüdlich im Auffinden und Besorgen der benötigten Literatur waren Gerlinde Glas, Ingeborg Vrbicky, Peter Kolle (Universitätsbibliothek Klagenfurt) sowie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Staatsbibliothek Hamburg, der Commerzbibliothek bei der Handelskammer Hamburg, der Bibliothek des Instituts für die Geschichte der Naturwissenschaften, des Instituts für Literaturwissenschaft, des Instituts für Zeitgeschichte sowie des Instituts für Rechtswissenschaft der Universität Hamburg. Mit Enthusiasmus und Ausdauer gelang es ihnen in der Mehrzahl der Fälle, selbst die entlegendsten Titel aufzuspüren.

In juristischen und rechtshistorischen Belangen halfen uns weiter Johann Dvořák (Universität Wien), Erich Kitzmüller (IFF Graz) und Gerhard Falk (IFF Klagenfurt). Bei philosophischen und theologischen Fragen fanden wir Unterstützung bei Wilhelm Berger (IFF Klagenfurt), Peter Heintel (Universität Klagenfurt) und Maximilian Sternad (BORG, Klagenfurt).

Bei der Rekonstruktion von Werken und Lebensläufen heute nahezu vergessener französischer Sozialwissenschaftler sowie bei der Ermittlung und Zuordnung französischsprachiger Zitate halfen uns Caroline Gerschlagner (Centre de Recherches en Epistémologie Appliquée, Paris), Geneviève Madore (Bibliothèque historique de la ville de Paris), Sandrine Bula (Centre historique des archives nationales, Paris), Anne-Marie Fourquet (Archives municipales de Saint-Tropez), Esther Schmidt (IFF Klagenfurt) und Helmut Meter (Institut für Romanistik der Universität Klagenfurt). Die Übersetzungen aus dem Englischen besorgte Christopher Baker (München). Bei der Aufklärung politischer, historischer und sprachlicher Misslichkeiten, die uns einige auf England und Amerika bezogene Tönnies-Texte bereiteten, haben sich verdient gemacht Gerd Raeithel (Amerika-Institut der Ludwig-Maximilians-Universität München), Folke-Christine Müller-Sahling (Ohio State University, USA), Paul Kellermann (Institut für Soziologie der Universität Klagenfurt) und Franz M. Kuna (Institut für Anglistik und Amerikanistik der Universität Klagenfurt). Ähnlich wertvolle Hilfe bei der Rekonstruktion von Schiller- und Goethe-Texten leisteten Eva Dambacher (Deutsche Schillergesellschaft, Marbach) und Albert Berger (Institut für Germanistik der Universität Klagenfurt).

Unser Dank gebührt ferner Ilse Fischer und Rainer Gries (Historisches Forschungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn) sowie Gisela

Hoppe vom Stadtarchiv Dresden für die Aufklärung sozialhistorischer Hintergründe der internationalen Arbeiterbewegung.

Andrea Laßnig saß lange Stunden mit Arno Bammé im Büro. Sie koordinierte souverän die vielfältigen Arbeitskontakte und verwaltete die anschwellenden Datenmengen. Schlussendlich verdanken wir Cornelius Bickel manch kritischen Hinweis und Günther Rudolph die Auflösung eines Mehring-Zitates. Und ohne die Mithilfe von Claus Heitmann (St. Peter-Ording) und Hauke Koopmann (Oldenswort) wäre es uns nie gelungen, Licht in das Dunkel der verwirrenden Genealogie Eiderstedter Staller zu werfen, in der Ferdinand Tönnies sich so gut auskannte.

Dank zu sagen ist aber nicht nur einzelnen Personen. Dank zu sagen ist auch den eher anonymen, abstrakt im Hintergrund bleibenden Institutionen und Organisationen: dem Land Schleswig-Holstein, ohne dessen Förderung die Tönnies-Gesamtausgabe nicht zu realisieren wäre, der Familie Tönnies, die der Gesellschaft gleichen Namens die Rechte anvertraute, der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft sowie dem Herausbergremium der Tönnies-Gesamtausgabe und dem Verlagshaus Walter de Gruyter & Co für den verlegerischen Mut und die hervorragende Ausstattung der Bände.

Außer diesen Institutionen gebührt Dank auch der Alpen-Adria-Universität in Klagenfurt, die durch die Ferdinand-Tönnies-Arbeitsstelle am Institut für Technik- und Wissenschaftsforschung die redaktionelle Arbeit an der *TG* unterstützte.

Die Bearbeitung der ‚Philosophischen Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht‘ erfolgte durch Rolf Fechner, die beiden anderen Monographien sowie die Schriften und Rezensionen fielen in den Verantwortungsbereich von Arno Bammé.

Klagenfurt im Januar 2009

Arno Bammé und Rolf Fechner

I. Monographien

Schiller als Zeitbürger und Politiker

„Man ist ebenso gut Zeitbürger, als man Weltbürger, Staatsbürger, Hausvater ist.“

Schiller an den Erbprinzen Friedrich Christian v. Schleswig-Holstein:

„Deutsche Rundschau“ VII, S. 277. Schillers Briefe (Jonas) III, S. 329.

5

³ *Friedrich Christian v. Schleswig-Holstein*: Das Zitat befindet sich im Erstdruck auf S. 1 zusammen mit der Titelei. Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg rettete 1791 dem schwer kranken, verarmten Schiller durch Gewährung eines dreijährigen Stipendiums das Leben. Er leitete seit 1788 das höhere Unterrichtswesen in Dänemark.

⁵ „*Deutsche Rundschau*“ VII, S. 277: Tönnies zitiert die Briefe nach ihrem Erstdruck in der *Deutschen Rundschau* (Michelsen 1876). Aus ihnen ist durch Umarbeitung und Erweiterung die Schrift „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reyhe von Briefen“ hervorgegangen, deren Erstdruck in den „Horen“ 1795 erfolgte (vgl. Schiller 1871c). Die ursprünglichen Briefe an den Herzog – sieben von ihnen sind in Kopie erhalten, die Originale sind bei einem Schlossbrand vernichtet worden – datieren aus der Zeit zwischen dem 9. Feb. 1793 und Anfang Dez. 1793. Tönnies zitiert hier aus dem Brief vom 13. 7. 1793, S. 277.

⁶ *Jonas*: Vgl. Fritz Jonas 1892–96: 3. Bd., 329.

– „er lebte nur von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern umgeben, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich hervorzubringen vermag.“

Wilhelm von Humboldt über Schiller:
Briefwechsel, S. 84.

5 *Wilhelm von Humboldt* lebte von 1789 bis 1797 in Thüringen (Erfurt, Weimar, Jena), wo er in ein enges Freundschaftsverhältnis zu Dalberg, Goethe und insbesondere zu Schiller trat, auf dessen Dichtung er vielfach einwirkte; er schrieb in dieser Zeit literarisch-kritische Arbeiten, unter anderem über Schillers „Spaziergang“ (1871h).

6 *Briefwechsel, S. 84*: Siehe Humboldt 1830; Tönnies zitiert aus der ‚Vorerinnerung‘.

Einleitung

Wenn wir überlegen, wie die neueren Jahrhunderte aus den früheren, die wir so unpassender – wie bequemerweise das Mittelalter nennen, sich entwickelt und erhoben haben, so lassen die Veränderungen und Gegensätze sich auf eine Reihe von Formeln bringen, die aber hier nicht auseinander-
5 gesetzt werden sollen. Wir halten uns an die augenfälligen und allgemein bekannten Tatsachen. Da ist zuerst die gerade für Deutschland so unermesslich wichtige und folgenreiche *Kirchentrennung*: die gesamte klassische Literatur der Deutschen trägt ganz überwiegend ein protestantisches
10 Gepräge, wenn auch keineswegs in einem konfessionellen Sinne. Die Vergleichung mit Frankreich lehrt, daß ein freigeistiges aufklärendes Schrifttum auch innerhalb des Rahmens der alten Kirche aufkommen und sogar zu viel schärferen und mehr explosiven Wirkungen gelangen konnte. Aber es bleibt darum doch sehr bedeutungsvoll, daß im Gebiete des heiligen römischen
15 Reiches die protestantischen Territorien und Städte einen unverhältnismäßig viel größeren Anteil an dem ganzen Geistes- und Kunstleben, insbesondere der zwei letzten Jahrhunderte genommen haben; wenn auch Wien seinen Rang als die bedeutendste Stadt, um nicht zu sagen Hauptstadt des Reiches behauptete und eine Zeitlang durch seine Dichter wie durch seine
20 Bühne einen nicht geringen Einfluß auszuüben vermochte.

Das geistige Leben der neueren Zeit ist aber auch durch seinen *bürgerlichen* Charakter bezeichnet. Wir müssen dabei nicht im engen Sinne an das städtische Bürgertum denken, obwohl dessen Wesen allerdings der ganzen Bewegung zugrunde liegt, sondern an den Sinn, den es hatte, daß
25 im Beginne der französischen Revolution der „dritte Stand“ sich für die Nation erklärte, daß er – nach dem Ausdrucke des Abbé Sièyes – „alles“

1 *Einleitung*: Das Buch „Schiller als Zeitbürger und Politiker“ erschien im Rahmen des Schiller-Jahres 1905 im Buchverlag der „Hilfe“ in Berlin-Schöneberg. 1905 jährte sich der Todestag Schillers zum hundersten Mal. Aus diesem Anlass veröffentlichte Tönnies verschiedene Arbeiten, die im Zusammenhang mit Schillers Leben und Werk stehen. Eine um zwei Sätze und einen Halbsatz gekürzte Fassung der Einleitung zu „Schiller als Zeitbürger und Politiker“ erschien ohne Autorennennung vorab unter dem Titel „Schiller und der Genius seiner Zeit“ in: Die Hilfe (Tönnies 1905g: 7–8).

26 *Sièyes*: [sic!] Der franz. Revolutionär und Politiker Sieyès, von 1798 bis 1799 als Gesandter in Berlin, veröffentlichte 1789 die berühmt gewordene Schrift „Qu'est-ce que le tiers

zu sein in Anspruch nahm. In diesem Sinne nahmen auch starke Schichten der alten herrschenden Stände, des Adels (mit Einschluß der Fürsten) und des Klerus (der ja auch Fürsten in seinen Reihen hatte) an den Fortschritten des Bürgertums und des bürgerlichen Bewußtseins tätigen und lebhaften Anteil. Vor allem aber sind diese Fortschritte bestimmt durch die Vermehrungen des Wissens, insonderheit der Naturerkenntnis und daher durch die Mitwirkung einer gelehrten, der Förderung des Wissens sich widmenden gesellschaftlichen Klasse. Hierin beruht der Einfluß, den, gerade in Deutschland, zumal die Universitäten geübt haben, mehr aber noch, und besonders von den anderen Ländern her, der Einfluß des freien Schriftstellers und Literaten.

Das bürgerliche Bewußtsein ist ein überwiegend verständiges oder, wie es selber sich lieber nennt, „vernünftiges“ Bewußtsein. Als solches ist es in erster Linie analytisch, d. i. auflösend, unterscheidend – es will Licht und Klarheit, „Aufklärung“ der Dunkelheit oder „Finsternis“, die in Köpfen und in Institutionen angetroffen wird. Nachdem so die Vorurteile zerstreut, der Aberglaube vernichtet ist, will die Vernunft richtige Begriffe aufbauen und eine neue Ordnung begründen. Die neuen Begriffe und die neuen Ordnungen werden einfacher und klarer sein als die bunten, krausen, verworrenen Begriffe und Ordnungen, die überliefert worden sind.

Es liegt in dieser Vernunft nicht nur eine Absage an die Herrschaft der Gefühle, der Phantasie, der Gewohnheit und der Sitte, des seiner Herkunft nicht bewußten Glaubens, sondern – und eben darum – auch eine Tendenz der Gegnerschaft gegen die *Kunst*. Die Vernunft ist auf das *Nützliche* gerichtet, die mechanischen „Künste“ sind ihr Bereich, wenn möglich als unmittelbare Anwendungen der Wissenschaft und Theorie. Die schönen Künste müssen sich vor ihr rechtfertigen; sie sind als loses, kindisches Spiel verdächtig. Das Schöne kann als eine Art des Nützlichen gelten, insofern als es ergötzt, erfreut und als Belustigung und Zerstreuung für heilsam und erspriesslich geachtet wird. Es kann aber ferner nützen, insofern als in ihm Lehren enthalten sind, sei es, daß die gefällige Form irgendwelchen Wahrheiten leichteren Eingang verschafft, sei es insonderheit, daß sie zur moralischen *Besserung* des Menschen dienen sollen. Keine Kunst braucht sich dagegen zu sperren, daß ihr so mannigfache und hohe Zwecke gesetzt werden, aber alle Kunst wird doch in eine gewisse Abhängigkeit vom wissenschaftlichen Geiste dadurch gebracht, daß sie ausdrücklich darauf angewiesen wird, zu etwas zu dienen; sie verliert etwas von ihrer glücklichen Unbefangenheit und

état?“, in der er auf die Frage, was der Dritte Stand sei, die Antwort gibt: alles, nämlich die Nation selbst.

selbstverständlichen Majestät, sie verliert an ihrer Freiheit. Der wissenschaftliche Geist – denn das ist doch jene Vernunft – hat aber auch auf das Wesen der Kunst einen gefährlichen Einfluß, zumal wenn er den Künstler selber beseelt oder doch von ihm als maßgebend anerkannt wird. Er strebt dahin, die freien Künste den mechanischen Künsten anzuähnlichen, indem er ihnen Regeln vorschreibt, nach denen sie sich richten sollen, um einer bestimmten Idee, die wenn möglich auf ihren Zweck bezogen wird, zu entsprechen.

Nun ist – auch im Jahrhundert der Aufklärung – der Rationalismus, der so oft als platt, nüchtern, langweilig, geradlinig verschrien ist, und dem doch kein moderner Mensch sich entziehen kann, niemals zu uneingeschränkter Herrschaft gelangt, so wenig als der ihm im Innersten verwandte Absolutismus der Fürsten. Einmal ist der künstlerische Geist in einem gewissen Maße immer seine eigenen Wege gegangen; er hat mit dem wissenschaftlichen Geiste gerungen und sich ihn zunutze gemacht, anstatt sich zu seinem Diener erniedrigen zu lassen. Und sodann laufen mit der reinen rationalistischen Tendenz, so überstark sie in die Erscheinung tritt, andere Entwicklungen des Denkens parallel, die sie vielfach hemmen, einschränken und modifizieren, zum Teil solche, die unmittelbar aus ihr hervorgehen und äußerlich gleichen Wesens mit ihr sind. Da ist vor allem aber der religiöse Geist des vergangenen Zeitalters, der fortlebt und neue Blüten und Früchte treibt. Auch er ist der Kunst nur in bedingter Weise günstig und teilweise in ausgesprochenster Weise feindlich, aber *als Geist* und Denkungsart ist er dem künstlerischen Geist im Innersten verwandt und wesensgleich. Sodann ist die gelehrte und mit wissenschaftlichen Absichten zusammenhängende Beschäftigung mit fremder und alter Kunst, für unser Zeitalter namentlich mit der griechisch-römischen Kultur, eine unmittelbare Anregung zu Nachahmung bewunderter Muster und hat fortwährend so gewirkt. Ferner aber trägt jede Art von Herrschaft, sobald sie als Tyrannei empfunden wird, die Elemente der Empörung in ihrem Schoße.

Die Herrschaft der bürgerlichen Vernunft verkörpert sich gleichsam in *Voltaire*, die Empörung dagegen in *Rousseau*, durchtränkt wie er selber ist von ihrem Geiste.

31 *Voltaire*: Tönnies positioniert das Denken Schillers im Spannungsfeld von *Voltaire* (Vernunft, Verstand) und *Rousseau* (Gefühl, Natur). Während die Girondisten unmittelbar an *Voltaire* anknüpften, bezogen sich die Montagnards in der französischen Revolution auf *Rousseau*. Der Sachverhalt ist nicht unwichtig, weil Schiller als „Mitbürger der französischen Republik“ (vgl. Schiller 1984: 4–15, ferner High 1995: 178–194), worauf Tönnies ausdrücklich hinweist, für den Konvent wählbar war und sich mit der Absicht trug, nach Paris zu gehen.

In Rousseau mischen sich mannigfache Motive eines leidenschaftlichen Widerstrebens gegen die Herrschaft des Verstandes und einer Kultur, die er als durch und durch künstlich – im Sinne von „unnatürlich“ – auffaßt und anklagt. Darin beruht ein großes Stück seiner unermesslichen Wirkungen, daß drei ganz verschiedene Richtungen ungetrennt in seinem Geiste nebeneinander liegen: 5

1. die Vertretung des *Landes*, des Dorfes, der Ursprünglichkeit, gegen die Stadt mit ihrer Verfeinerung und Verderbnis, ihrer Verweichlichung und Verkünstelung – denn dies ist der eigentliche Sinn seiner Verherrlichungen des Naturzustandes, seiner Anklagen gegen Künste und Wissenschaften; 10

2. die Erhebung der *Gesellschaft* über den Staat, die radikale Geltendmachung des Prinzips, das in dem Worte „sozialer Kontrakt“ ausgedrückt liegt, die republikanische Gesinnung, die weit über das Ideal Montesquiueus, der sonst das politische Denken des 18. Jahrhunderts ausfüllte, hinausweist. Der Zusammenhang mit dem ersten Gedanken liegt darin, daß die Gesellschaft sich und ihren Willen als „natürliche Ordnung“ behauptet, daß hingegen der selbständige Wille, die „Einmischung“ des *Staates* als unnatürlich verstanden und gedacht wird. Das freie Gewerbe und der freie Handel drängen über ihre Grenzen, ringen mit ihren Fesseln; 15

3. die Verkündigung der Interessen und des Rechtes der *Armen* gegen die Reichen, der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker, die Hinweisung auf die *Ungleichheit* unter den Menschen und die unermesslichen Übel, die aus ihr entspringen. 20

Um diese Richtungen in politischen Begriffen, die hier durchaus angebracht sind, zu bezeichnen, so kann man sagen: die erste Richtung ist konservativ, die zweite ist liberal, die dritte sozialistisch. – In allen dreien sind die stärksten Antriebe zu gefühlsmäßigen und phantastischen Ideen, zur Hingebung an große Träume und an den Rausch der Illusion. Man erinnere sich zu 1. an den Zauber des Landlebens, der Schäferpoesie, des Volksliedes, des Idylls; zu 2. an das Ideal der Freiheit, den kühnen weltbürgerlichen Zug der Gemüter; zu 3. endlich erhebt sich das sittliche Gefühl in Mitleid und Gerechtigkeitssinn, in Entrüstung über Frivolität und Luxus der Großen, in der Liebe zu den Menschen, d. h. zu den leidenden, bedrängten, ihrer Menschenwürde beraubten, in der Schwärmerei für Gleichheit und Brüderlich- 25
30

¹³ *das Ideal Montesquiueus*: Der franz. Philosoph formulierte 1748 mit seinem Hauptwerk „De l'esprit des lois“ eine in fast alle europäischen Sprachen übersetzte Rechtsphilosophie und eine soziologisch begründete Gesetzgebungslehre.

keit, in der Vorstellung eines auf *Gemeinschaft* der Güter und des Lebens gegründeten politischen Zustandes – des „Zukunftstaats“.

Alle diese Beweggründe und Gefühle drängen zum Singen und Sagen, zur Beredsamkeit, zur Darstellung. Die deutsche Literatur, von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab, ist von ihnen erfüllt; in „Sturm und Drang“ erhebt sich die Volksseele, schaffend und genießend. Weit über der Literatur in Büchern, und besonders in Zeitschriften, die sich rasch und stark vermehren, erhebt sie von der *Bühne* ihre Stimme. Der unklare Drang nach Umwälzung, nach Neuerung entladet sich in der Satire und in der Darstellung tragischer Schicksale, die in ungesunden, unnatürlichen Zuständen beruhen. Die politischen Machthaber werden angegriffen in der Gestalt fingierter Personen oder in anschaulichen Bildern der Greuel, die eine despotische Staatskunst über das Menschengeschlecht verhängt hat. – Die revolutionäre Stimmung der gebildeten, und besonders der bürgerlichen, so oft noch vom Adel malträtierten Klasse ist der Boden, der besonders im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts den Schritten der bedeutenden Männer ihren Widerhall gab, die so zahlreich und jugendfroh ein neues Zeitalter ankündigten, Köpfe und Herzen mit sich fortreißend.

Die größten unter ihnen erheben sich am meisten über ihre Umgebung, und sind in ihrem Wert, ihrer Macht am wenigsten nach einem Schema zu begreifen. Sie wandeln ihre Bedingungen um, sie verwandeln sich selber, sie scheinen sich abzulösen von ihrem Zeitalter und im Lichte der Ewigkeit zu strahlen. –

1 *Gleichheit und Brüderlichkeit*: Im Vorabdruck der Einleitung vom 16. 4. 1905 (g) unter dem Titel „Schiller und der Genius seiner Zeit“ fehlt der folgende Halbsatz.

19 *Die größten unter ihnen ... zu strahlen*. Dieser Absatz fehlt im Vorabdruck vom 16. 4. 1905 ebenfalls.

Erster Abschnitt

Ein doppelter Schiller hat unseres Volkes Herz erschüttert und erobert. Der erste beendet seinen Siegeslauf um 1790, als der Dichter das 30. Lebensjahr vollendet hat; der andere beginnt ihn etwa 7 Jahre nachher, mit dem Balladenjahr, und erreicht seinen Gipfel durch den großen Erfolg des Tell, womit es dem Dichter, der nur „wider Willen“ mit der großen Masse in Berührung treten mochte, dennoch gelang „ein zu Herz und Sinnen sprechendes Volksstück“ zu schaffen.

Der frühere Schiller lebt und dichtet ganz und gar im Bannkreise Rousseauschen Geistes, der in Deutschland teils (wie gesagt) wegen seiner vieldeutigen Unbestimmtheit, teils darum so bedeutend wurde, weil er mit anderen Motiven sowohl lebhaften Kunststrebens als moralisch-politischen Eifers sich begegnete. Und am meisten ist es die dritte, die revolutionäre Richtung, von der sich Schillers ungestümes Naturell ergriffen zeigt. Dieser jugendliche Schiller ist ganz und gar ein leidenschaftlich *Wollender*. Er erhebt seine Stirn, und erhebt seine Stimme, er sieht den Dingen ins Auge und schmettert Menschen wie Zuständen seine Anklagen und vernichtenden Urteile entgegen.

B. G. Niebuhr erzählt, noch aus Erinnerungen seines Vaters und anderer älterer Zeitgenossen, es seien ganz extravagante Freiheitsideen selbst bei vortrefflichen Leuten in Deutschland aufgekommen, etwa um das Jahr 1770. Daneben sei eine Ansicht herrschend geworden (eine ganz abgeschmackte Ansicht nennt sie Niebuhr), zu der Rousseau („der Held der meisten geistreichen Leute in meinem Knabenalter“) allerdings die Veranlassung gegeben habe, obgleich sie bei ihm nicht so absurd hervortrete als bei denen, die sie ausbildeten, die Ansicht, daß die Tugend nur in den niederen Ständen, alle Verworfenheit unter den vornehmen zu suchen sei. „Hier war Schiller einer der schlimmsten unter den schlimmen ... er findet die Tugend nur

8 *Volksstück*: Am 12. 7. 1803 schreibt Schiller an Iffland, der ‚Tell‘ solle „als ein Volksstück Herz und Sinne interessiren“ (vgl. Jonas 1892–96: 7. Bd., 57), am 18. 8. 1803 an Humboldt, der ‚Tell‘ empfehle sich „durch seine Volksmäßigkeit“ (ebd.: 65), wohingegen er am 2. 4. 1805 gegenüber Humboldt äußert, dass der dramatische Dichter „wider Willen mit der großen Masse in Berührung“ komme (ebd.: S. 227).

noch unter Räubern und Mordbrennern.“ (Gesch. des Zeitalters der Revolution I, S. 84).

Bekannt ist jene Äußerung eines Fürsten: Wenn er mit dem Gedanken umgegangen wäre, die Welt zu erschaffen, und er vorausgesehen hätte, daß Schillers Räuber darin würden geschrieben werden, so hätte er die Welt *nicht* erschaffen. Wozu *Weltrich* treffend bemerkt: „Zieht man den lieben Herrgott einmal ins Spiel, so ist noch sehr die Frage, ob ihm nicht die Aussicht, daß gewisse Fürsten der Rokokozeit unter seinen Menschenkindern wirtschaften würden, die Schöpfung der Welt weit mehr verleidet hätte, als die Vorstellung, daß einst ein Dichter das Regiment dieser Herren mit Flammenschrift brandmarken werde.“ (Friedrich Schiller. Erster Band, S. 370. Stuttgart 1899.)

Es wäre überflüssig, Schillers Jugenddramen hier näher zu charakterisieren. Hervorgehoben muß nur werden, daß sie einen entschieden politischen, leidenschaftlich revolutionären Charakter miteinander gemein haben, und daß dieser unzweifelhafterweise aus der Gesinnung des Dichters hervorgegangen war; des Dichters, der unter einem harten Erziehungsdruck aufgewachsen, sodann widrig-engen Verhältnissen, fürstlicher Gnade und Ungnade, militärischem Zwang entronnen, in ein buntes und leichtfertiges Literaten- und Schauspielerleben hineingeraten, von Schulden, Sorgen, Liebesaffären bedrückt, ein unstetes und mißvergnühtes Leben führte; ein Leben, das ihn – trotz Ruhm und Bewunderung, die ihm schon zugefallen waren – beinahe zum Menschen*feinde* gemacht hätte, wenn nicht Teilnahme und Liebe der Freunde ihn immer wieder aufgerichtet, der eigene Enthusiasmus – nebst der lieben Not – sein Schaffen immer wieder angespornt

1 *Gesch. des Zeitalters der Revolution I, S. 84*: Vgl. Niebuhr 1845.

3 *Äußerung eines Fürsten*: Tönnies hat die Äußerung von Weltrich (1899: 369) übernommen, der wörtlich schreibt: „Bekannt ist die von Eckermann überlieferte Äußerung eines deutschen Fürsten, welche dieser an Göthe richtete: ‚Wäre ich Gott gewesen, im Begriff die Welt zu erschaffen, und hätte in dem Augenblick vorausgesehen, daß Schillers Räuber darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen.‘“. Die entsprechende Stelle, auf die Weltrich sich bezieht, findet sich in ‚Eckermanns Gespräche mit Goethe‘ unter dem Datum des 17. 1. 1827 (vgl. Eckermann 1832: 211 f.). Goethe sagt: „Eines Sommers in einem Bade, ging ich durch einen eingeschlossenen sehr schmalen Weg, der zu einer Mühle führte. Es begegnete mir der Fürst *** ...“. Bei dem Fürsten handelte es sich um den russ. Kammerherrn Putjatin. Goethes Tagebuch verzeichnet die Karlsbader Begegnung und das Gespräch über Schiller unter dem Datum des 5. 7. 1806 (vgl. Goethe 1889b: 134 f.)

6 *Weltrich treffend bemerkt*: Vgl. Weltrich 1899: 370; das groß angelegte, vor allem die innere Entwicklung des Dichters darstellende Werk über Schiller blieb unvollendet und

hätten. Und seinem Enthusiasmus, seiner Freiheits-Gesinnung galten doch vorzugsweise jene Teilnahme und Liebe, galt der begeisterte Widerhall, den seine aufrührerischen Stücke in vielen Herzen fanden. Er selber wußte dies und deutete Beifall wie Abfall in diesem Sinne. Den Fiesko habe das Publikum in Mannheim nicht verstanden, schreibt er an Reinwald (5. IV. 1784).
 5 „Republikanische Freiheit ist hierzulande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name – in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde er 14mal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt [ob in den damaligen Berlinern römisches Blut floß?]. Auch in Frankfurt fand man
 10 Geschmack daran. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie.“ Es geht auch daraus hervor, daß er mit sehr bewußter Absicht sein Stück ein republikanisches Trauerspiel genannt hat. Immerhin ist es ein historisches Drama, und zu einem historischen Drama hatte der vorsichtige Dalberg auch die „Räuber“ gestempelt und ihrem Stachel damit die
 15 Spitze abgebrochen. „Das Stück spielt in Deutschland, im Jahre als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete“, so stand auf dem Theaterzettel „der hiesigen Nationalbühne“ zu Mannheim, Sonntag, den 13. Januar 1782. Aber dem dritten Stück ließ sich die Modernität und der bürgerliche Charakter nicht nehmen. Der Dichter, dem von Anfang an
 20 auch sehr darum zu tun war, bühhengerechte und erfolgreiche Schauspiele herzustellen, äußerte (gegen Dalberg v. 3. IV. 1783) selber Bedenken wegen „der vielleicht allzufreien Satire und Verspottung einer vornehmen Narren- und Schurkenart“ (die allzu freie Darstellung einiger mächtiger Narrenarten nennt er es gegen einen Freund) in seiner „Luise Millerin“, die Iffland
 25 „Kabale und Liebe“ taufte. „Kabale und Liebe“ urteilt Hettner richtig, „*ist eine soziale Tragödie*“. „Die Fäulnis und Verderbnis, die in Franz Moor

wurde aus dem Nachlass heraus durch das Buch „Schiller auf der Flucht“ 1923 herausgegeben, ergänzt von dem Begründer der Schiller-Nationalausgabe, Julius Petersen.

5 *Reinwald*: D. i. Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald, verheiratet mit Schillers ältester Schwester Christophine. Der genannte Brief ist jedoch vom 5. 5. 1784; vgl. Jonas 1892–96: 1. Bd., 185. Der Klammersausdruck im Zitat stammt von Tönnies.

14 *Dalberg*: Reichsfreiherr Wolfgang Heribert von Dalberg war 1778–1803 Intendant des Mannheimer Nationaltheaters, förderte Schiller vorübergehend und inszenierte die Uraufführungen der ‚Räuber‘ (1782) und des ‚Fiesko‘ (1784). An ihn (nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Karl, den Statthalter von Erfurt) sind Schillers ‚Briefe an den Frhr. v. D.‘ gerichtet.

21 *gegen Dalberg*: Vgl. Jonas 1892–96: 1. Bd., 110.

24 *Iffland* stellte 1782 am Mannheimer Nationaltheater als Erster den Franz Moor in Schillers ‚Räuber‘ dar. Er taufte den ursprünglichen Titel „Luise Millerin“ für die Aufführung im Nationaltheater Mannheim am 17. 4. 1784 in den zugkräftigeren Titel „Kabale und

so entsetzlich zum Ausbruch kommt, ist [so soll man dies dritte Schauspiel verstehen] der Grundzug aller unserer staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen.“ „Mit glücklichstem Scharfblick hat der Dichter dasjenige Motiv erfaßt, in welchem die Unnatur der Gesellschaft, insbesondere das unmenschlich Kastenhafte der Standesunterschiede, am schreiendsten zutage tritt. Es ist der Begriff der sogenannten Mißheirat, dem noch immer erbarmungslos unzählige Menschenopfer fallen. Das klare unveräußerliche Naturrecht des Herzens im tragischen Kampf und Gegensatz mit den finsternen und zähen Mächten der gesellschaftlichen Formen und Vorurteile“. In Hettners Worten (*Literaturgesch. des 18. Jahrh.* III, 3, S. 360) zittert noch die „schneidende“ Wirkung nach, die das Stück als Ausdruck des bürgerlichen Bewußtseins, als Angriff gegen Fürsten und Adel auf die Zeitgenossen geübt hatte. Von der „abgöttischen Verehrung der Jugend“ die es, wie *Gervinus* sagt, aufs neue provozierte, haben wir das lebendigste Zeugnis in dem Huldigungsbriefe zweier Brautpaare, der das für Schiller so folgenreiche Verhältnis zu *Körner* anbahnte. (Ich wenigstens glaube, daß dieser Brief – Juni 1784 datiert – unter dem unmittelbaren Eindrucke des zur Ostermesse erschienenen Buches „Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel“ geschrieben wurde.) „Zu einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, tut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag“, so beginnt das Schreiben, dessen Mitverfasser, Ferdinand Huber, später als eifriger Verfechter der Ideen der französischen Revolution bekannt war. Bald wurde er Schillers intimer Kamerad, durch brüderliches Du verbunden, in Leipzig (noch früher als *Körner*, der eben nach Dresden übersiedelt war).

„Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im

-
- Liebe“ um. Schiller hatte zuvor Ifflands „Ruhberg“ in „Verbrechen aus Ehrsucht“ (vgl. *Minor* 1890: 2. Bd., 211–212) umbenannt.
- 10 *Literaturgesch. des 18. Jahrh.*: Vgl. Hettner 1869: 3. Thl., 360; der Klammerausdruck im Zitat stammt von Tönnies, ebenso die Hervorhebung.
- 14 *Gervinus* (1835–42) stellte in seiner ‚Geschichte der deutschen Dichtung‘ als Erster die Geschichte der deutschen Literatur im Zusammenhang mit der politischen, nationalen und kulturellen Entwicklung dar.
- 16 *Körner* befreite Schiller durch Einladung von Mannheim nach Leipzig und Dresden aus großer materieller Not.
- 22 *so beginnt das Schreiben*: Vgl. Brief an Schiller vom 4. oder 5. 6. 1784. *Körner* selbst datiert den Brief auf den „Mai 1784“ (hierzu vgl. im Einzelnen Schiller 1892: 21 f.; ders. 1989: 31).

Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die *Schaubühne* Schwert und Wage, und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl“. So verkündete der Stolz des Poeten in der Vorlesung, die er „am 26. des Junius 1784“ in der öffentlichen Sitzung der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft hielt. Und weiterhin: „Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele“... „Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden besseren Teile des Volks das Licht der Weisheit herunterströmt, und von da aus in milderem Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen, von hier durch alle Adern des Volkes; der Nebel der Barbarei, des finstern Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht.“ – Freilich war dies alles schon in kluger Anschmiegun an die Vorstellungen eines honetten Auditoriums gesprochen. Schon war der Dichter, der wenige Monate vorher, in der Ankündigung der „Rheinischen Thalia“ (die mit dem Abdruck dieser Vorlesung eröffnet wurde), sich gerühmt hatte: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient“, zum „Herzoglich weimarischen Rat“ avanci-ert und hatte den Präliminari- en zu seinem persönlichen Friedensschluß mit den bestehenden Zuständen in Staat und Gesellschaft sich unterworfen. Von der dritten Rousseauschen Richtung geht er auf die zweite zurück. Hoffnung und Vertrauen auf die Weisheit der Staatslenker, Verlangen nach bürgerlicher Freiheit, dem die aufgeklärteren willig entgegenkamen, solche Motive treten in den Vordergrund seines Denkens; sie lösen den rebellischen Trotz und titanischen Unwillen ab, die in den ersten drei Stücken so wild und verführerisch getobt hatten.

Der *Carlos*, das vierte Drama, war noch in dem alten Sinne entworfen. „Ein Familiengemälde im königlichen Hause“! „Eine Fürstin, deren Herz,

4 „Die Gerichtsbarkeit der Bühne ... vor einen schrecklichen Richterstuhl“: Vgl. Schiller 1868c: 514; die folgenden Zitate ebd.: 518. bzw. 521.

18 „*Rheinische Thalia*“ war eine von Schiller herausgegebene und größtenteils von ihm selbst geschriebene Zeitschrift, zuerst als „Rheinische Thalia“ (1785), dann bis 1791 als „Thalia“, schließlich 1792/93 als „Neue Thalia“ (insgesamt 7 Bände).

19 *sich gerühmt hatte*: Beachte das folgende Zitat in: Schiller 1868d: 528.

30 „*Ein Familiengemälde im königlichen Hause*“: Der von Tönnies zitierte Satz lautet wörtlich: „Dom Karlos ist ein Familiengemälde aus einem königlichen Hauße“; vgl. Schiller 1869: 151, Fn.; das folgende Zitat ebd.: 3.

deren ganze weibliche Glückseligkeit einer traurigen Staatsmaxime hinge-
 schlachtet wurden.“ Noch führt der Zorn, der Unmut ihm die Feder, noch
 will er anklagen und wettern, wenn auch nicht mehr gegen höfische Kor-
 ruption und Standesvorurteile ein minder gefährliches Objekt nimmt
 er aufs Korn, bei dessen Verfolgung er nicht nur die Voltairianer, sondern
 auch alle Protestanten, wenigstens die nicht überkirchlichen, auf seiner
 Seite hat: die *Jesuiten* und die Inquisition, und damit indirekt das ganze
 geistliche Wesen, dessen Umtriebe freilich mit den Lastern und Missetaten
 der höheren Zirkel gar oft in engen Verbindungen gefunden wurden. Mit
 Enthusiasmus wollte sich der Dichter ganz in den „großen Charakter“ seines
 Carlos hineinfühlen, er sollte „den Puls“ von ihm selber haben. „Außerdem
 will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der
 Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken
 fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will einer Menschenart, welche
 der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, ihn auf die Seele stoßen“
 (an Reinwald den 14. IV. 1783). Die heftigen Szenen, die zwei Jahre spä-
 ter in der „Thalia“ veröffentlicht wurden, tragen noch viel stärkere Spu-
 ren dieser ursprünglichen Tendenzen als die Bühnenumfassung des Dramas,
 wie wir sie kennen. „Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete,
 welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war,
 hat sich – in mir selbst vieles verändert. An den verschiedenen Epochen,
 die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ver-
 gangen sind, mußte notwendig auch dieses Werk teilnehmen.“ So in dem
 ersten der „Briefe über Don Carlos“, die im Juli-Heft des „Teutschen Mer-
 kur“ 1788 zuerst erschienen und von *Wieland*, dem Herausgeber dieser
 Monatsschrift, bewundert wurden. Aber diese Veränderungen in des Dicht-
 ers Seele schlossen keineswegs eine Aufgabe der Grundstimmung ein, die
 als ein Hymnus auf die Freiheit aus dem Stücke wiederhallt. Daß hierin die
 Einheit des Dramas enthalten sei, die nicht durch die Liebe, von der die drei
 ersten Akte „handeln“, auch nicht durch die Freundschaft, wovon die zwei
 übrigen, gegeben sein können, will der achte dieser Briefe darlegen. „Rufen

16 (an Reinwald den 14. IV. 1783): Vgl. Jonas 1892–96: 1. Bd., 115 f.

24 so in dem ersten der „Briefe“: Vgl. Schiller 1869c: 35.

25 „Teutschen Merkur“: Die „literarische Monatszeitschrift für das Bürgertum“ wurde von Wieland 1773–1789 in Weimar herausgegeben (fortgesetzt 1790–1810 als „Neuer Teutscher Merkur“). Der Dichter war Ende der achtziger Jahre eine der wenigen Stützen Schillers in Weimar (Goethe war in Italien, die Hofgesellschaft verhielt sich abweisend).

31 der achte dieser Briefe: Darin das folgende Zitat, vgl. Schiller 1869c: 61; die nächsten drei Zitate ebd.: 62.

Sie sich lieber Freund, eine gewisse Unterredung zurücke, die über einen Lieblingsgegenstand unseres Jahrzehnds – Verbreitung reinerer, sanfterer Humanität, über die höchstmögliche Freiheit der Individuen bei des Staats höchster Blüte, kurz über den schönen Zustand der Menschheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt – unter uns lebhaft wurde, und unsere Phantasie in einen der lieblichen Träume entzückte, in denen das Herz so angenehm schwelgt. Wir schlossen damals mit dem romanhaften Wunsche, daß es dem Zufall, der wohl größere Wunder schon getan, in dem nächsten Julianischen Zyklus, gefallen möchte, unsere Gedankenreihe, unsere Träume und Überzeugungen mit eben dieser Lebendigkeit, und mit eben so gutem Willen befruchtet, in dem erstgeborenen Sohn eines künftigen Beherrschers von – oder von – auf dieser oder der andern Hemisphäre wieder zu erwecken.“ Seine Phantasie habe für die Ausführung dieses Entwurfes keine tauglichere Person gefunden als den spanischen Prinzen. „Alles fand ich mir ... in die Hände gearbeitet; Freiheitssinn mit dem Despotismus im Kampfe, die Fesseln der Dummheit zerbrochen, tausendjährige Vorurteile erschüttert, eine Nation, die ihre Menschenrechte wieder fordert, republikanische Tugenden im Schwange, hellere Begriffe im Umlauf, alle Köpfe in Gärung, alle Gemüter von einem begeisterten Interesse gehoben.“ – Wie sollte aber die „schön organisierte Jünglingsseele“ des Thronerben Philipps „zu dieser liberalen Philosophie“ gelangt sein? „Das Schicksal schenkte ihm einen Freund.“ „Eine Geburt der Freundschaft also ist diese heitere, menschliche Philosophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen soll.“ „Unter beiden Freunden bildet sich also ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama.“ Die Rechtfertigung seiner zusammengeschweißten Dichtung aus dem ästhetischen Gesichtspunkte ist freilich dem Verfasser nicht gelungen. Denn wie ist es motiviert, daß Posa sein Programm im höchsten Glanze der Beredsamkeit entwickelt vor – König Philipp und daß dieser plötzlich, weil Posa für seine Intrigue dessen bedarf, sich von seinen schönen Worten gefangen nehmen läßt und den Ideen die wider ihn gerichtet sind, zugänglich erscheint?! Aber diese Szene machte und macht noch heute den *Erfolg* des Schauspiels! Nicht bes-

24 „Eine Geburt ... in Ausübung bringen soll.“: Vgl. dieses und das folgende Zitat ebd.: 63.

ser als es durch *Minor* geschehen, kann man sich hierüber aussprechen. „Alles was in der Zeit vor der französischen Revolution an liberalen und humanitären, an toleranten und kosmopolitischen Ideen aufgespeichert lag, ist hier von der Bühne herab laut geworden durch den Mund Posas, welcher der Sprecher seines Jahrhunderts ist. Nie haben die Schlagworte von Weltbürgertum, von der allgemeinen Menschenliebe, von der Gedankenfreiheit und der Glaubensfreiheit einen beredteren und mächtigeren Ausdruck gefunden“ (Schiller II S. 568). „Man jubelte dem Marquis von Posa und seinem Dichter zu; und man wird ihm zujubeln, wenn und wo immer er seine Stimme erhebt, wenn auch seine Nachfolger im Parlament seine Forderungen anders formulieren.“ (Ebendas. S. 570).

Und doch fühlte sich der Dichter um diese Zeit bald durch Zweifel an seinem dichterischen Vermögen, bald durch den Gedanken bedrückt, daß er bisher „doch fast immer mit dem Fluche belastet sei, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt“ habe. In seiner Arbeit an einem *historischen* Werke fand er nicht nur ungemein viel Genuß, sondern fühlte sich auch durch die Idee von etwas *Solidem* (d. h. etwas, das ohne Erleuchtung des Verstandes dafür gehalten werde) „sehr unterstützt“ (an Körner 19. XII. 1787). Am Ende sei er nun dem *Publizisten* näher als dem Dichter, „wenigstens näher dem Montesquieu als dem Sophokles“ (ebenso 12. II. 1788). Den *Esprit des Loix* erwarb er damals, nebst Gibbon, Pütter u. a. käuflich. Er fand Montesquieu recht dazu gemacht, um studiert zu werden, seine Gegenstände seien die wichtigsten und die eines denkenden Menschen würdigsten („denn was ist den Menschen wichtiger als die glücklichste Verfassung der Gesellschaft, in der alle unsere Kräfte zum Treiben gebracht werden sollen?“ An Lotte von Lengefeld und Caroline

¹ *als es durch Minor geschehen*: Minors vom einzelnen Dichter ausgehende, auf das Wesen der Gattung gerichtete Forschungsweise äußert sich schon sehr früh in dem bis zum „Dom Karlos“ reichenden zweibändigen Werk über Schiller (vgl. Minor 1890).

⁸ (Schiller II S. 568): Vgl. ebd.: 2. Bd., 568.

¹⁵ *verhängt*“: Abführungszeichen vom Hg. eingefügt.

¹⁹ (an Körner 19. XII. 1787): Beachte die Briefpassage in: Jonas 1892–96: 1. Bd., 445.

²¹ *Sophokles*: Seit dem Ende der achtziger Jahre beschäftigte Schiller sich intensiver mit den poetischen Überlieferungen des griechischen Altertums und schuf eine Elegie auf die entschwundene Herrlichkeit der ‚Götter Griechenlands‘ (Schiller 1871u: 3–7)

²¹ (ebenso 12. II. 1788): Vgl. Jonas 1892–96: 2. Bd., 17.

²¹ *Esprit des Loix*: Korrekt in der Erstausgabe: De L’esprit des Loix (Montesquieu 1748).

²⁶ *Lotte von Lengefeld*: D. i. die spätere Ehefrau Schillers; Caroline v. Beulwitz, geb. von Lengefeld, spätere von Wolzogen, war deren Schwester. Vgl. den genannten Brief in: Jonas 1892–96: 2. Bd., 170.

v. Beulwitz 4. XII. 1788). In der Hinweisung auf Montesquieu klingt auch die Selbstkritik über Don Carlos aus: er (Schiller) sei weder Illuminat noch Maurer, sagt er im zehnten Briefe, „aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck miteinander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsetzte, sehr nahe verwandt sein.“ Obgleich der Gegenstand für eine dramatische Behandlung zu abstrakt und zu ernsthaft scheinen möge, so habe es doch ihm eines Versuches nicht ganz unwert gedünkt „Wahrheiten, die jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die *heiligsten* sein müssen, und die bis jetzt nur das Eigentum der Lehrbücher waren, in das Gebiet der schönen Künste herüber zu ziehen, mit Licht und Wärme zu beseelen und als lebendig wirkende Motive, in das Menschenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft zu zeigen“.¹

Und recht zuversichtlich meint er, es seien einige nicht ganz unwichtige Ideen, die darin niedergelegt wurden „für – den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraschen wird, Bemerkungen, deren er sich aus seinem Montesquieu erinnert, in einem Trauerspiel angewandt und bestätigt zu sehen“.

Dies war geschrieben am Vorabende der welterschütternden politischen Ereignisse jenseits des Rheines. Montesquieu und Rousseau sind die Staatsphilosophen, aus denen nacheinander die Männer der Konstituante, der legislativen Versammlung und des Konventes ihre Ideen schöpften; jener hat im Anfange, dieser am Ende den überwiegenden Einfluß; jener ist Autorität für die Gemäßigten, die Großbürger, die Kapitalisten, dieser für die Radikalen, die Jakobiner, das „Volk“.

Wie sehr aber Schiller um diese Zeit noch politisch dachte und tief bewegt war von den Gedanken des Liberalismus und der Aufklärung, dafür zeugt besonders stark auch die im gleichen Jahre (1788) erschienene „Geschichte des Abfalles der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung“.

¹ Diese Worte sind von Schiller selbst in Anführungszeichen gesetzt; woher ist das Zitat? In Goedekes kritischer Ausgabe wäre eine Nachweisung angebracht gewesen, die ich vermisste.

³ *sagt er im zehnten Briefe*: Vgl. Schiller 1869c: 68; dort auch die folgenden Briefpassagen.

⁶ „*verwandt sein*“: Fehlendes Abführungszeichen vom Hg. eingefügt.

²⁸ (1788): Vgl. die beiden folgenden Zitate in: Schiller 1872: 7 f.

³⁰ *woher ist das Zitat?*: aus Schillers Rezension „Über Egmont. Trauerspiel von Goethe“ in: Allgemeine Literaturzeitung, Nrn 227a und b, 20.9.1788 (Friedrich Schiller, Theoretische Schriften, Deutscher Klassikerverlag, Frankfurt am Main 1992, S. 935).

„Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten“ so hebt die Einleitung dieses bedeutenden Werkes an, „die das sechzehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländischen Freiheit. Wenn die schimmernden Taten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wieviel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hilfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampf siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzig Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechneten Pläne an der menschlichen Freiheit zuschanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann.“ Er will den Versuch machen, dieses schöne Denkmal *bürgerlicher Stärke* vor der Welt aufzustellen, in der Brust seines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken, und ein neues, unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache, und ausrichten mögen durch Vereinigung. Der glückliche Erfolg, heißt es im folgenden Absatze, der dies Wagestück eines friedfertigen Volkes krönte, „ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Taten rufen“.

Mit diesen Anschauungen, diesen Gedanken, mit dem Enthusiasmus, der sie erwärmte, hängen die *geschichtsphilosophischen* Betrachtungen nahe zusammen, denen sich Schiller im folgenden Jahre, dem ersten seiner Professur, so eifrig hingab; sie hängen damit zusammen, indem sie sie teils bedingen und inspirieren, teils sie wiederum einschränken und dämpfen. Denn am meisten merkwürdig ist an diesen Betrachtungen, wie darin eine Rousseausche Kritik der Zivilisation, insbesondere des gegebenen gesellschaftlichen Zustandes, mit der gewöhnlichen Ansicht des *Siècle des lumières* ringt, die vom Glauben an den Fortschritt, an die entscheidende Bedeutung des Wissens, ausgegangen und erfüllt ist. Das Grundthema gibt *diese* immer her; schon in frühen Jugendarbeiten beschäftigt er sich gern mit der Entwicklung des Menschengeschlechtes aus Wildheit und Barbarei zur Kultur. So in der – übrigens die Krallen des Löwen deutlich zeigenden – Dissertation (der

20 „ist auch uns nicht versagt ... zu ähnlichen Taten rufen“: Vgl. ebd.: 9.

29 *Siècle des lumières*: [frz.] swv. Zeitalter der Aufklärung.

34 *Dissertation*: Schillers erste, 1779 eingereichte Dissertation „Philosophie der Physiologie“ wurde als nicht druckreif und „zu dunkel“ abgelehnt, seine zweite, 1780 eingereichte

zweiten: „Versuch über den Zusammenhang“): „Der Mensch mußte Tier sein, ehe er wußte, daß er ein Geist war, er mußte im Staube kriechen, ehe er den Newtonschen Flug durchs Universum wagte. Der Körper also der erste Sporn zur Tätigkeit; Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit.“ Auch die *Antrittsrede* über Universalgeschichte ist ganz durchdrungen von dieser Ansicht. Und hier tritt auch das charakteristische Komplement stark hervor, die beinahe als von selbst verständlich sich geltend machende Lehre, daß die Neuzeit zum Mittelalter wie Kultur zur Barbarei sich verhalte. „Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht seines Jahrhunderts kann nunmehr den Geist eines neuen Galilei und Erasmus bescheiden.“ „Wahr ist es, auch in unser Zeitalter haben sich noch manche barbarische Überreste aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalles und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht hätte verewigen sollen: Aber wieviel Gestalt hat der Verstand des Menschen auch diesem barbarischen Nachlaß der älteren und mittleren Jahrhunderte anerschaffen.“ Und mit dem Satze „Unser *menschliches* Jahrhundert herbeizuführen haben sich – ohne es zu wissen oder zu erzielen – alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt“ beginnt die wohl tönende hochgestimmte Periode des Schlußabsatzes, die Aufforderung, „zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen, auch aus *unseren* Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen“. Neben solche optimistische Ansicht der Zivilisation und Bildung tritt aber unausgeglichen eine düstere oder doch mit trüben Lichtern untermischte, um sie

Abhandlung „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ wurde dann lobend angenommen. Vgl. das folgende Zitat daraus in Schiller 1867: 158.

3 *Newtonschen Flug*: Anspielung auf das für die Physik und Astronomie gleichermaßen grundlegende Gravitationsgesetz, das die Bewegung der Planeten nach den Keplerschen Gesetzen bestätigte.

5 *Antrittsrede* vom 26. 5. 1789 (Schiller 1870d); nicht zuletzt aufgrund seiner in Weimar verfassten „Geschichte des Abfalles der vereinigten Niederlande“ (1788) erhielt Schiller 1789 eine unbesoldete Professur für Geschichte an der Universität Jena.

11 *Galilei* bekämpfte das ptolemäische Weltsystem und verhalf durch Verteidigung der kopernikanischen Lehre einer neuen Weltsicht zum Durchbruch. Erasmus von Rotterdam bekämpfte Dogmenzwang und kirchliche Missbräuche und hat die Aufklärung entscheidend beeinflusst. Siehe zum Zitat Schiller 1870d: 88; das folgende ebd.: 89.

23 „Unser *menschliches Jahrhundert* ... zu befestigen“: Vgl. ebd.: 99.

nicht pessimistisch zu nennen. Da kommt der Gedanke, daß die Blüte ihrer Kultur von den Völkern mit ihrer Freiheit erkaufte werde; nur Europa habe Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und ununterworfen sind; sonst überall wohne die Wildheit bei der Freiheit, und die Knechtschaft bei der Kultur. Das habe Europa dem kriegerischen Jahrtausend zu verdanken, durch das es sich hindurchgerungen. (Allgem. Sammlung historischer Memoires. 1. Abt. 4. 1790.) Aber bei dieser relativen Apologie des Mittelalters und der früheren Zeitalter bleibt Schiller nicht stehen. Während der moralisch-politische Denker sich von Rousseau entfernt, kommt der historische Denker – wie ich glaube, nicht ohne Fichtesche Einflüsse – Rousseau näher. Das Mißfallen an der eigenen Zeit und ihren Menschen nimmt sichtlich zu – eigene Erlebnisse werden dazu beigetragen haben –: „man muß gestehen,“ schreibt er zwei Jahre später, „daß wir die Überlegenheit unserer Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind, auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verrät weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnötigte. Was wir auch vor jenen finstern Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vorteilhafter Tausch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten, stolz zu sein. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegt Vorurteile, gemäßiger Leidenschaften, freierer Gesinnungen – wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind – kostet uns das wichtige Opfer *praktischer Tugend*, ohne die wir doch unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Glut der Begeisterung in unsern Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die tatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die Heroen

7 1. Abt. 4. 1790: Vgl. Schiller 1790–95; als Mitherausgeber wurde der Jenaer Historiker Woltmann, der Fortsetzer der „Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs“ (vgl. Schiller 1869d; ders. 1870f: 182–389; ders. 1904: 305–308), genannt. Schillers eigene herausgeberische Tätigkeit erstreckte sich nur auf die bis 1793 erschienenen drei Bände der ersten und fünf Bände der zweiten Abteilung.

10 *Fichtesche Einflüsse*: Beachte dazu Fichtes „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas“ (1793a) und ders.: [1792], 1793b.

13 *schreibt er zwei Jahre später*: Vgl. Schillers „Vorrede (zur Geschichte des Malteserordens“ (1870e: 394).

des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigentum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmäßig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen – und können *wir*, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß
 5 wir an unsere Weisheit nur halb so viel, als *sie* an ihre Torheit wagen?“ Es wird dann (in der Vorrede zur Geschichte des Malteserordens nach Vertot 1792) ausgeführt, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleihe und daß die Willigkeit des Gemüts, sich von
 10 übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, die notwendige Bedingung unserer sittlichen Kultur sei. – Allmählich aber und vorzüglich in den ästhetischen Schriften, die als Anwendungen Kantischer Philosophie rasch die historischen ablösen, wird nur noch mit der griechischen Kultur die moderne verglichen, oder vielmehr jene erscheint als ein der Natur noch näher liegender, reinerer und unschuldiger Zustand, diese als Entartung, Verweichlichung, Zerspaltung, Unnatur, aus der zur *Natur* zurückzukehren unsere
 15 sittliche Aufgabe sei: so namentlich in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung (1795) die solchen Gedanken eine scharfe Prägung gibt. „Wir waren Natur wie sie (die Blumen und Vögel, die bemoosten Steine usw.) und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer
 20 verlorenen Kindheit, die uns ewig das Teuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmut erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.“ „Kultiviert“ und „verdorben“ werden als Synonyme verbunden.

11 *Kantischer Philosophie*: Das von Erbprinz Friedrich Christian von Augustenburg und dem dänischen Finanzminister Graf Ernst von Schimmelmann gewährte dreijährige Stipendium von je 1000 Talern ermöglichte Schiller, sich ganz ungestört dem Studium Kants zu widmen. In den Jahren zwischen 1790 und 1794, bis hin zu den „Briefen an den Herzog von Augustenburg“ (vgl. Jonas 1892–1896: 3. u. 4. Bd.), bemüht Schiller sich in kritischer Auseinandersetzung mit Kant um die Vereinigung der eigenen naturalistisch-medizinischen Triebpsychologie mit seiner Ideenmetaphysik. Der in der Abhandlung „Ueber Anmut und Würde“ (Schiller 1871v) 1793 entwickelte Begriff der Schönen Seele löst Kants starre Gegenüberstellung von Pflicht und Neigung in der Harmonie von Sinnlichkeit und Sittlichkeit auf. Diese kantianischen Übergangsjahre, gemeinhin als der zweite Abschnitt in Schillers philosophischem Werden bezeichnet, sind entscheidend für die begriffliche Festigung seiner Philosophie, namentlich seiner philosophischen Ästhetik und Ethik. In Schillers späteren Gedichten und Dramen werden Kants ethische Maximen immer wieder illustriert und paraphrasiert.

24 „Wir waren Natur ... in eine erhebende Rührung versetzen.“: Vgl. Schiller 1871e: 427; der Klammerausdruck stammt von Tönnies.

Gelegentlich bezeichnet er aber auch, was ihn von Rousseau unterscheidet (den er aber nicht tief verstanden hat); jener wolle die Menschheit, nur um des Streits in ihr recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einförmigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt sehen, wolle die Kunst lieber gar nicht anfangen lassen, als ihre Vollendung erwarten Auch in den Briefen über die ästhetische Erziehung der Menschheit (auf die später zurückzukommen sein wird), klagt der philosophische Dichter „unser Zeitalter“ an, daß es auf zwei Abwegen wandle, hier der Rohigkeit, dort der Erschlaffung und Verkehrtheit zum Raube geworden sei. „Die Kultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfnis; die Bande des Physischen schnüren sich immer beängstigender zu, so daß die Furcht, zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt, und die Maxime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. [Hört!] So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt.“ – In diesen Ansichten ist schon die bittere Entfremdung zu spüren, die sich Schillers mehr und mehr gegen seine Zeitgenossen bemächtigte, die vornehme, zurückgezogene Stellung, die er in späteren Jahren der Mitwelt und ihren Meinungen gegenüber einnahm, kündigt sich an. In der gründlichen Verachtung des deutschen literarischen *Publikums* verdichten sich diese Gefühle, in den *Xenien* finden sie ihre Entladung.

18 „Die Kultur, weit entfernt ... noch Grenzen setzt.“: Vgl. Schiller 1871c: 286 f. (5. Brief); der Klammerausdruck im Zitat stammt von Tönnies.

24 *Xenien* sind die im Musenalmanach für 1797 veröffentlichten epigrammatischen Spottgedichte Goethes und Schillers auf gering geschätzte, sog. „mittelmäßige“ literarische Gegner.

Zweiter Abschnitt

Es ist ganz und gar ein anderer Schiller, der uns in den Werken seiner letzten 7 Jahre entgegentritt. Er verhält sich nicht mehr als ein Wollender zur Welt, in dem Sinne, wie wir ihn gekannt und verstanden haben – er ist ganz
5 Dichter, ganz Künstler, und das ist es, was er sein will: wenn man es richtig auffaßt, so wird man sagen dürfen, daß er wesentlich als ein *Denkender* sein Verhältnis zu Welt und Menschen eingerichtet hat. In einem vertrauten Briefe, der dieser Entwicklung weit voraus liegt (an Körner 15. April 1786) meint der Dichter, eine Mischung von Spekulation und Feuer, Phantasie
10 und Ingenium, Kälte und Wärme „zuweilen an sich zu beobachten“. Gewiß ist, daß in dieser späteren Epoche, wie es auch dem normalen Fortschritte des Menschen entspricht, die Kälte, wie in der früheren die Wärme, durchaus überwogen hat; das Merkwürdige dabei liegt aber eben darin, daß der große Mann gleichzeitig immermehr vom Philosophen (in einem allgemeineren als dem Schulsinne des Wortes) sich weg entwickelt hatte, obgleich,
15 wie seine eigne Meinung in jenem Briefe war, dem Philosophen die Kälte des Verstandes, dem Dichter die Temperatur der Phantasie und des Gemütes zuzukommen scheint. Die Wahrheit ist, daß in seinem Genie der dichterische Antrieb immer mit unwiderstehlicher Macht gewaltet hat, daß er sein inneres Leben beherrschte, sein äußeres bestimmte. Aber dieser dichterische Antrieb ist in seinen früheren Jahren *eins* mit allen seinen Leidenschaften und seines eigentlichen Berufes wird er sich nicht klar bewußt. Immer war er durch die Lebensnot und die Sorge ums tägliche Brot im Innersten bewegt. Bald erkennt er die Unmöglichkeit, als bloßer Schriftsteller zu einer
20 leidlichen Lebensstellung, zu eigenem Haus und Herd zu gelangen, und die Sehnsucht danach hat ihn früh ergriffen. *Sie* bewegt ihn, gegen seine Neigung und ohne Glauben an seine Tauglichkeit dafür, *Professor* zu werden; um seine adliche Braut heimzuführen, muß er dem weimarischen Herzog für ein Gehalt von 200 Talern dankbar sein; um ihr einen, nach seinem
30 Bedünken, angemessenen Rang zu geben, muß er um den Hofratstitel den

8 *an Körner*: Vgl. die Passage in: Jonas 1892–96: 1. Bd., 290.

28 *weimarischen Herzog*: D. i. der spätere „Großherzog“ Karl-August von Sachsen-Weimar, der, beraten von Goethe, das Hoftheater gründete und Schiller nach Weimar berief.

meiningischen Fürsten angehen; für die Praxis des Lebens verfügte der freiheitliebende Schwabe von Jugend auf über einen nicht gemeinen Scharfsinn: er verstand es, sich einzurichten und sich anzupassen – freilich, der Zwang der Umstände war ihm immer auf den Fersen!

So wurde das Feuer seines Wollens nicht nur durch die zunehmenden Jahre gedämpft, sondern noch mehr durch die Lebensverhältnisse, in die sie ihn brachten. Und während jenes zuerst in seinem Denken wie in seinem Dichten geglüht hatte, ging ein kühl überlegenes Wesen zuerst in sein Denken und von diesem aus dann auch in sein Dichten über. Seine poetischen Fähigkeiten wurden durch gereiften Kunstverstand nicht abgeschwächt, aber ihre Übung nahm einen neuen, in hohem Grade *bewußten* Charakter an. Er setzt sich in eine objektivierende Entfernung zu den Dingen; er operiert insbesondere mit den Menschen, wie mit Figuren, für seine künstlerischen Zwecke; es sind die Probleme mit ihren Konflikten, die ihn interessieren; er will nicht sowohl selber etwas sagen, als die dargestellten *Sachen*, und Personen, sprechen lassen; er verleugnet alle Tendenzen, am meisten die früher so lebendige *politische* Tendenz.

Auch sein *politisches Interesse* und Denken hatte mit dem Streben nach Lebensstellung und Betätigung zusammengehungen. Es sind deutliche Spuren vorhanden, daß er sich früh mit dem Gedanken getragen hat, im Wirken eines *Staatsmannes* einmal seinen Geist und seine Kraft zu bewähren. Von einem seiner Jugendfreunde wird die Meinung ausgesprochen, daß, wenn Schiller nicht ein großer Dichter, er gewiß ein großer Mensch im handelnden öffentlichen Leben geworden wäre; freilich fügt dieser die (für damals) leicht begreifliche Befürchtung hinzu, er möchte alsdann als Gefangener einer Festung sein Ende gefunden haben. Ein anderer Freund, der mit ihm dem Druck des Stuttgarter Lebens entflohen und diese gemeinsame Flucht in anschaulich heiterer Weise geschildert hat², der Musiker Andreas Streicher, erzählt, daß unser Dichter damals in allem Ernste mit dem Plane umging, die *Rechte* noch zu studieren und hoffte dieses Studium (mit dem er übrigens auf der Karlsschule schon einen Anfang gemacht hatte) rasch zu bewältigen

² Das Büchlein ist jüngst aufs neue gedruckt worden („Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785“ von Andreas Streicher).

¹ *meiningischen Fürsten*: D. i. Herzog Georg I. von Sachsen-Meiningen, nicht zu verwechseln mit dem „Theater-Herzog“ Georg II., dem künstlerischen Leiter des Meininger Hoftheaters, das er zu einer mustergültigen Bühne („Meininger Stil“) entwickelte.

²⁸ *Streicher* floh 1782 mit Schiller von der Karlsschule, war mit Beethoven befreundet.

³² *das Büchlein*: Tönnies bezieht sich auf Andreas Streicher (1836).

und dann sich einen wohlhabenden, sorgenfreien Zustand zu verschaffen. In der Mitternachtstunde (25./26. März 1785) scheidend, gaben die beiden sich das Wort, einander nicht eher zu schreiben, als bis jeder etwas Rechtes geworden wäre, und zwar wollte Streicher Kapellmeister, Schiller – *Minister* geworden sein. Und es deuten manche Zeichen darauf hin, daß diese
 5 Phantasie, in der damals allein möglichen Form, im Dienste eines aufgeklärten Fürsten, Einfluß auf die Geschicke der Menschheit, auf eine vernünftige Gestaltung des *politischen Lebens* zu gewinnen, ihn nicht so bald verlassen hat. Jene Stelle in den Briefen über Don Carlos, ja den Carlos selber, oder vielmehr den Posa, kann man im Lichte dieses Gedankens um so
 10 besser verstehen. Und noch einem Jugendfreund schreibt er im Dezember 1788 folgenden merkwürdigen Zettel: „Von nun an streiche mich nur aus der Liste der *literarischen Vagabunden* aus. Oder hast Du mir lieber den etwas ehrenvolleren Titel eines Privatgelehrten beigelegt, so ändere auch
 15 diesen. Denn ich denke nun bald in Staats- und Adreßkalendern als etwas Öffentliches zu prangen. Du lächelst, und ich wette, daß ich die Deutung dieses Lächelns errate. Du meinst, nun wird er wohl in meine Fußtapfen treten und ein ehrlicher Hausvater werden? – Ja, lieber Zumsteeg, verschiedene meiner Meinungen sind geflohen und haben sich mit mir verwandelt. Auch mein Kopf ist nicht mehr der Sonderling wie ehemals, und
 20 darum sollst du bald von mir vernehmen, daß ich es nicht mehr gut achte, allein zu sein“ (an Rudolf Z. 10. Dezember 1788). Gewiß, es waren in erster Linie die Heiratspläne, die ihn bewegten, und im Zusammenhange damit der „heillose Katheder“, vor dem ihm freilich graute, und um dieselbe Zeit schreibt er an Körner: „Mein ganzes Absehen bei dieser Sache ist, in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo mich eine bessere Versorgung *finden* kann.“ Jena werde ihn während
 25 eines Jahres in akademische Berufsgeschäfte hineinhetzen und ihm gewissermaßen einen *gelehrten Namen* geben, „der mir nötig ist, um gesucht zu werden“ (an Körner 25. Dezember 1788). Was folgt, weist freilich nur auf eine „Vokation“ oder ein Ordinariat in Jena; aber seine geheimen Gedanken verraten sich anderwärts. Großen Eindruck hatte eben um diese Zeit

18 *lieber Zumsteeg*: Der Komponist Johann Rudolf Zumsteeg besuchte mit Schiller die Karlsschule.

22 10. Dezember 1788: Vgl. Schillers (angeblichen) Brief an Rudolf Zumsteeg in: Jonas 1892–96: 2. Bd., 171. Nach neueren Forschungen ist dieser Brief wahrscheinlich eine Fälschung; auch die zeitliche Einordnung wäre problematisch (vgl. Schiller 1979: 640).

30 25. Dezember 1788: Vgl. Schillers Brief in: Jonas 1892–96: 2. Bd., 187–191, hier 189.

31 *Vokation*: [lat.] svw. Berufung in ein Amt.

es auf ihn gemacht, zu hören, daß der Carlos in *Berlin* mit Erfolg gegeben war. „Die Szene des Marquis mit dem König soll gut gespielt worden und Seiner Majestät ... sehr ans Herz gegangen sein“ (daß er den Nachfolger Friedrichs hier mit einem sehr despektierlichen Namen belegt, tut nichts zur Sache). „Ich warte nun alle Tage auf eine Vokation nach Berlin, *um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren*“ (an Lotte v. Lengefeld 11. Dezember 1788, also am Tage nach dem Briefe an Zumsteeg). Das war ein Scherz – gewiß; aber solche Scherze kommen nicht von ungefähr, so wenig wie nächtliche Träume ähnlicher Art – es sind die zaghafte Wünsche, die dahin entfliehen. Auch Körner erzählt er, daß der junge Schubart, der über diese Aufführung berichtet hatte, „Wunder“ spreche „von der Wirkung des Stückes auf – den König.“ Charakteristisch ist auch, daß er, einige Tage später, an Huber, auf Grund der „ziemlich schwärmerisch geknüpften Freundschaft“, die sie verbinde, den guten Rat erteilt, „im politischen und publizistischen Fach als Philosoph und Denker von Geschmack zu arbeiten“; es sei fast das einzige Fach „wo schriftstellerischer Genuß und Ruhm mit bürgerlicher Schätzung und Belohnung *in einem hohen Grade*“ zu vereinigen sei (2. Januar 1789). Schiller führt dabei aus, wie er an Hubers Stelle es anfangen würde, ein „Virtuose“ in diesem Fache zu werden.

Indessen gestaltete sich Schillers Schicksal anders. Wenn er auch, wie er vorausgesehen, in der Tätigkeit des akademischen Lehrers keine Befriedigung fand, so blieb er doch daran haften³, und der wachsende Ruhm, die Kantische Philosophie, die Tätigkeit als Herausgeber der *Horen*, vor allem

³ Er hatte kaum begonnen, zu lesen, da dachte er schon an ein anderes „Etablisement“: seine meiste Hoffnung setzte er auf den Koadjutor Dalberg, will aber auch im Preußischen etwas anzuspinnen suchen, und es wäre ihm nicht leid, in einem halben Jahre es

⁴ *Nachfolger Friedrichs*: D. i. Friedrich Wilhelm II., König von Preußen (1786–1797).

⁷ *11. Dezember 1788*: Vgl. Schillers Brief in: Jonas 1892–96: 2. Bd., 174–176, hier 175; die inkriminierte Stelle lautet: „... dem dicken Schwein ...“.

¹¹ *der junge Schubart* übte starken Einfluss auf Schiller aus. Seines Vaters Aufsatz „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“ gehört zu den Quellen von Schillers ‚Räubern‘.

¹² „... *auf – den König*.“: Vgl. Schillers Brief an Körner vom 12. 12. 1788 in: Jonas 1892–96: 2. Bd., 181.

¹³ *an Huber*: Vgl. Schillers Brief ebd.: 191–194, hier 191.

¹⁹ „*Virtuose*“: Vgl. ebd.: 194.

²⁴ *Horen*: Literaturzeitschrift der deutschen Klassik, von Schiller herausgegeben 1795–1797.

²⁶ *Koadjutor Dalberg*: D. i. Karl Reichsfreiherr Theodor Anton Maria von Dalberg, Statthalter von Erfurt, Koadjutor von Mainz und Worms, später Erzbischof von Regensburg,

aber das Familienleben, und demnächst die nähere Bekanntschaft und das Zusammenwirken mit *Goethe*, entschädigten ihn einigermaßen; die Übersiedelung nach Weimar und zuletzt die Nobilitierung gaben seiner Lebensstellung vollends die Würde, nach der ihn verlangte. Und diese Entwicklung ging Hand in Hand mit dem Zurücktreten des *Politikers* in ihm.

Von seinem Verhältnis zur französischen Revolution, der Freund Huber mit aller Leidenschaft sich hingab, besitzen wir nur sehr wenige Dokumente; das wichtigste ist vor bald 30 Jahren erst entdeckt worden. Bekannt ist, daß er im Dezember 1792 „kaum der Versuchung widerstehen“ kann, sich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. „Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen; und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen.“ (An Körner, 26. 12. 92.)⁴ Die Schrift sollte ins Französische übertragen werden. „Außerdem ist gerade *dieser* Stoff sehr geschickt dazu, eine *solche* Verteidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist.“

durchzusetzen, daß er in *Wien* wäre (an Lotte von Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 10. Dezember 1789).

⁴ Kurz vorher trug er sich sogar mit dem Gedanken, *nach Paris überzusiedeln*, er wußte, daß er für den Convent wählbar war.

befreundet mit Wilhelm von Humboldt – nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Wolfgang, dem Theaterintendanten in Mannheim. Koadjutor ([lat.] Stellvertreter) ist nach kath. Kirchenrecht ein Vikar, der den durch Alter oder Krankheit behinderten Stelleninhaber mit dem Recht der Nachfolge vertritt.

³ *Zusammenwirken mit Goethe*: Trotz örtlicher und gesellschaftlicher Nähe waren Schiller und Goethe bis 1794 aneinander vorbeigegangen. Zur Anknüpfung führte erst Schillers Gründung der Monatsschrift „Die Horen“.

⁴ *Nobilitierung*: [lat.-nlat.] hier svw. Erhebung in den Adelsstand; um den bürgerlichen Schiller hoffähig zu machen, verschaffte ihm Herzog Karl August von Sachsen-Weimar im Herbst 1802 beim Kaiser den erblichen Reichsadel.

¹¹ *Streitsache wegen des Königs*: Der frz. König Ludwig XVI. wurde am 16./17. Januar 1793 vom Nationalkonvent in einem förmlichen Prozess, der am 10. Dezember 1792 eröffnet worden war, mit knapper Mehrheit wegen Verschwörung gegen den Staat und die Sicherheit der Nation zum Tode verurteilt und enthauptet.

¹⁶ *An Körner*: Schillers Brief vom 21. 12. 1792 und nicht, wie von Tönnies angegeben, vom 26. 12. 1792; vgl. Jonas 1890–96: 2. Bd., 232–234, hier 233 f.

¹⁹ *10. Dezember 1789*: Schillers Brief datiert jedoch vom 10. 11. 1789; vgl. ebd.: 362–365, hier 363.

Er wollte keineswegs die Sache des Volkes gegen die Fürsten preisgeben. „Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten *mehr* sagen als ein anderer, und hat auch schon etwas mehr Kredit.“ „Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein“. Aber sieben Wochen später: „Ich habe wirklich eine Schrift über den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber, und da liegt sie nun noch da. Ich kann seit 14 Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln diese Schindersknechte mich an.“ Seine persönliche Gesinnung wurde den Zeitgenossen und ihren Interessen mit den Jahren noch fremder. „Glühend für die *Idee* der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht wie es wirklich vorhanden ist – das ist mein Wahlspruch“ (an Benjamin Erhard) v. 5. 5. 95)⁵. Und in demselben Briefe, wo er dem Adressaten rät, sich ganz und gar von dem Felde des praktischen Kosmopolitismus zurückzuziehen, ruft er mit Bitterkeit aus: „Sind es denn die Menschen wert, daß ein gescheiter Mann ihretwegen sich aufsetze, seinen Verstand zu verlieren? Wahrhaftig, sie sind es nicht.“ In politischen Dingen verzichtet er nunmehr auf alle Teilnahme, alles Urteil: „denn ich bin herzlich schlecht darin bewandert, und es ist im buchstäblichsten Sinne wahr, daß ich gar nicht in meinem Jahrhundert – lebe; und ob ich gleich mir habe sagen lassen, daß in Frankreich eine Revolution vorgefallen, so ist dies ohngefähr das Wichtigste, was ich davon weiß“ (an Fritz Reichard, 3. 8. 95).

Die Motive aber, die zu dieser völligen Veränderung in Schillers Denkungsart führten, die sozusagen seine *Entzeitlichung* bewirkten, konnte man vor 30 Jahren schon am besten aus den Briefen „*Über die ästhetische Erziehung des Menschen*“, wenn auch mühsam, herauslesen; besser wäre wohl gesagt: die Gründe, mit denen Schiller vor sich selber und vor anderen

⁵ Derselbe Gedanke in dem Distichon „An einen Weltverbesserer“ in den Horen, 1795, neuntes Stück. 30

⁶ „Es gibt Zeiten ... scheint mir die jetzige zu sein“: Vgl. Schillers Brief an Körner vom 21. 12. 1792 in: ebd.: 233 f.; die folgende Briefpassage an Körner vom 8. 2. 1793 ebd.: 3. Bd., 246.

¹⁴ Erhard: D. i. der Mediziner und Philosoph Johann Benjamin Erhard, der an den „Horen“ beteiligt war. Schillers Brief an ihn in: Jonas 1892–96: 4. Bd., 169–170, hier 169.

²⁴ an Fritz Reichard: Vgl. Schillers Brief an den Berliner Kapellmeister und Komponisten ebd.: 217–219, hier 218.

seine innere Umwandlung rechtfertigte. Aber einen frischen und starken Eindruck empfangen wir davon erst, seitdem diese Briefe (zum größten Teile) so wie sie wirklich als Privatbriefe geschrieben wurden, bekannt geworden sind⁶. Und die Korrespondenz, von der sie ein Stück bilden, gewährt uns zugleich einen sehr merkwürdigen Einblick in die Zeitumstände, aus denen der Dichter emporgewachsen war, die sein Wirken begleiteten, wie sie in der Seele eines *Fürsten* sich reflektieren, der über die hohen Schranken seines Standes in ein freies Menschentum hinauszublicken wagt, und von sich selber sagt, daß man ihm zwar zuviel Ehre erweise, wenn man ihn für mehr als einen Menschen von gewöhnlichem Schlage halte, aber man möge recht haben, wenn man meine, daß er nicht ein Fürst von gewöhnlichem Schlage sei⁷.

Wir dürfen nicht vergessen, daß *der* Schiller es war, der den Männerstolz vor Fürstenthronen gepriesen hatte, der als Sprecher einer freiheitdurstigen Jugend bekannt war, dieser „Himmelsstürmer“ und „Weltverbesserer“, der auch die Seele des jungen Erbprinzen von Schleswig-Holstein (Sonderburg-Augustenburg) entzündet hatte. Wir hören und bemerken, daß dieser vorzugsweise vom Carlos-Posa und von dem Geschichtswerke über die Befreiung der Niederlande erbaut und begeistert war. „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn miteinander verbunden, richteten dieses Schreiben an Sie, edler Mann,“ so schrieb der Prinz in seinem und in des Staatsmanns Ernst Grafen Schimmelmänn (semitischer Abstammung) Namen an den Dichter (den 27. November 1791), dessen bedrängter Lage die beiden in hochherziger Weise geholfen haben.

⁶ Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtext herausgegeben von A. L. J. Michelsen. Deutsche Rundschau, Band 7 u. 8, S. 1. Die Briefe des Herzogs herausgegeben von F. Max Müller, Urlichs, Hans Schulz, daselbst Band 8, 29, 122.

⁷ „Und daher haben auch meine Empfindungen einen anderen Maßstab und meine Gesinnungen mehr Aufrichtigkeit und zumal mehr Lebhaftigkeit, als bei den häufigen *Automaten* meines Standes angetroffen wird“ an Schiller, 2. Dezember 1793, Deutsche Rundschau, Band 8, S. 389.

¹⁵ „Weltverbesserer“: Vgl. Schiller 1871r: 74.

²² *Schimmelmänn*: Der dän. Staatsmann und Finanzminister war mehr Schöngeist und Kunstförderer als Politiker und versammelte auf seinem Sommersitz „Seelust“ einen Kreis von Dichtern und Schriftstellern um sich.

²³ 27. November 1791: Vgl. den Brief von Friedrich Christian von Augustenburg und Ernst Graf Schimmelmänn in: Urlichs 1876: 375–390, hier 387; dort auch das folgende Zitat.

Von vornherein hat die Verbindung, die damit angeknüpft wurde, eine Beziehung zu den erwähnten Plänen Schillers gehabt, die auf ein *politisches* Wirken gerichtet waren. „Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste unsres Staates angestellt zu werden, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen.“ Die Worte deuten unverkennbar darauf, daß ein solcher Wunsch seinen Gönnern, durch Baggesen oder auf anderem Wege, bekannt geworden war; freilich hätte Schiller mit einer beliebigen Anstellung sich nicht zufrieden gegeben. Wenn etwas, so wollte er die Geschicke eines Staates *lenken*, das Programm Posas zu verwirklichen unternehmen.

Damals freilich, von tödlicher Krankheit kaum genesen, empfand er nur, daß er „endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die vollkommen freie Wahl seiner Wirksamkeit“ erhielt. Auch fühlte er sich, ehe er eine Reise nach Kopenhagen antreten könne, noch für wenigstens ein Jahr verbunden, als ein tätiges (wenngleich unfähig, wie er meint, je als ein nützliches) Mitglied der Jenaischen Universität sich zu bezeigen. „Bin ich erst bei Ihnen, so wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, gewiß für das weitere sorgen“ (an Baggesen 16. Dezember 1791). Noch am 7. Januar 1792 sieht der Prinz „dem Augenblick mit verdoppelter Ungeduld entgegen, in welchem ich Sie als Mitbürger meines Vaterlandes werde begrüßen können“. Man denke sich: Schiller beinahe ein Däne, wie etwas später beinahe ein Franzose geworden! Aber der Kränkliche scheute nicht nur „die Beschwerden einer Reise, den Wechsel der Lebensart und des Klimas“, er wußte wohl auch, daß ihm im günstigsten Falle doch nur eine neue *Professur* in Aussicht stehe, eine Vorstellung, die ihn mehr mit Abscheu, als mit Befriedigung erfüllte. Ein Jahr später schrieb er den ersten jener (1876 zuerst von Michelsen herausgegebenen) Briefe über Ästhetik, die später in stark beschnittener und zugestutzter, aber auch erweiterter Form in die „Horen“ und dann in die Werke übergegangen sind. In den Briefen ist kaum ein Schimmer mehr von den Hoffnungen vorhanden, die Schiller anfangs an die Gunst der beiden Dänen geknüpft haben dürfte. Und doch

7 *Baggesen*: D. i. der dän. Dichter Jens Immanuel Baggesen, der sich zunächst an Klopstock, Wieland und Voß, später an Kant und Schiller orientierte.

18 *an Baggesen*: Vgl. Jonas 1892–96: 3 Bd. 177–182, hier 180 f.

19 *sieht der Prinz*: Vgl. den Brief von Friedrich Christian von Augustenburg in: Urlichs 1876: 387; die Briefpassage in der Fußnote ebd.: 389.

24 „*die Beschwerden einer Reise ... und des Klimas*“: Vgl. Schillers Brief an von Augustenburg und von Schimmelmann vom 19. 12. 1791 in: Jonas 1892–96: 3. Bd., 182–185, hier 184 f.; ebd. die folgende Briefpassage.

glaube ich, daß er nicht ohne *Absicht* diese Briefe an den Prinzen gerichtet hat. Wenngleich sein eigener Trieb, sein lebhaftestes Interesse zusammen mit dem Eindruck, den das Studium der Kantischen Hauptschriften in ihm hinterlassen hatte, Schiller bestimmten, sich an die *Regeneration der Ästhetik* zu wagen, oder, wie er sich auch ausdrückt, die Seelen bildende Kunst zum Range einer Wissenschaft zu erheben, so glaube ich doch, daß zu dem Gedanken, seine Lehre gerade an *diese* Adresse zu richten und sie in den Rahmen einer *pädagogischen* Idee hineinzuführen, ein Überrest von „Wünschen und Träumen“ mitgewirkt hat; mit diesen dem Zeitpunkte voranzueilen, an dem ihn der lebendige Anblick und Umgang mit tausend unzerreißbaren Banden an zwei Herzen fesseln werde, die ihn noch wie die Gottheit aus unsichtbarer *Ferne* beglückten – das, hatte er gelobt, werde seine „liebste Beschäftigung“ sein (an den Prinzen 19. Dezember 1791) – eine etwas überschwängliche Schmeichelei; aber warum sollte er nicht Hoffnungen hegen, und warum sollte er sie so bald aufgeben? Daß das Hauptinteresse des Prinzen auf Reform des *Erziehungswesens* gerichtet war, dürfte ihm nicht unbekannt geblieben sein. – Sehr bedeutsam ist nun der umfangreiche 2. Brief über Ästhetik, den er am 13. Juli 1793 abschloß. Der Prinz hatte auf den ersten verbindlich, aber mit unverholener Ablehnung der Kantischen Philosophie geantwortet, die er freilich nur aus den Erzählungen seiner Freunde und aus den Zänkereien kenne, zu denen sie so oft in geselligen Unterhaltungen Gelegenheit gebe. Mit Beziehung auf den „Alleszermalmer“ erklärt er, er habe überhaupt kein sonderliches Zutrauen zu großen, alles erschütternden Revolutionen – hörte Schiller aus dieser Äußerung die Frage heraus, wie er, der Freund der philosophischen Revolution zur *politischen*, die fortwährend alle Augen gespannt auf die „Hauptstadt der Welt“ an der Seine blicken ließ, sich stelle? Er, von dem man wußte, daß die Republik ihn zu ihrem Citoyen ernannt hatte? Oder war ihm bewußt geworden, daß der Natur der Sache nach den geistreichen Prinzen eine *politische* Abhandlung viel mehr interessieren würde als eine ästhetische? Freilich hatte dieser Schillern gebeten, sich durch sein „Geständnis“ „nicht abhalten zu lassen, den Gegenstand in Angriff zu nehmen“, er verspricht, ein aufmerksamer und dankbarer „Schüler“ zu sein. Aber ermutigend war die kühle Annahme des „angebotenen Briefwechsels“ eben nicht. Schiller ließ sich freilich in seinem Vorhaben nicht irren. Er wendet sich (im zweiten Briefe) die Worte des Prinzen so gut zu seinem Vorteil, als es geht. Aber er wirft doch sogleich die

19 der Prinz hatte auf den ersten verbindlich: Vgl. die folgenden Zitate im Brief Friedrich Christians in: Urlichs 1876: 388.

Frage auf: „Ist es nicht außer der Zeit, sich um die Bedürfnisse der ästhetischen Welt zu kümmern, wo die Angelegenheiten der politischen ein so viel höheres Interesse darbieten?“ Und er hält diese Frage einer langen Auseinandersetzung wert. „Der Lauf der Begebenheiten im Politischen und der Hang des menschlichen Geistes im Literarischen hat dem Genius der Zeit eine solche Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der idealisierenden Kunst entfernt.“ 5

Es folgen dann die Auslassungen über die französische Revolution, bei weitem die ausführlichsten, die wir von Schiller kennen, und, soviel ich sehe, in ihrer Bedeutung für des Dichters geistige Entwicklung noch lange nicht gewürdigt. Das Gerippe davon ist auch in den Briefen über ästhetische Erziehung wiedergegeben, aber das Leben ist daraus entwichen. Die Vergleichung ist durchaus belehrend. Der Original-Brief spricht noch mit unverkennbarer Sympathie, oder wenigstens mit Achtung, von den vorwiegend politischen und wissenschaftlichen Bestrebungen des Zeitalters, der Horenbrief (um ihn so zu unterscheiden) mit unverkennbarer Abneigung, ja mit Widerwillen und Haß. „Jetzt aber herrscht das Bedürfnis,“ sagt jener, „und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch,“ setzt dieser hinzu, während dort folgt: „und der Drang der physischen Lage, die Abhängigkeit des Menschen von tausend Verhältnissen, die ihm Fesseln anlegen und ihn so mehr und mehr mit der unidealischen Wirklichkeit verstricken, hemmt seinen Aufflug in die Regionen des Idealischen.“ Dieser Satz ist getilgt, und dafür sind folgende Sätze nach dem tyrannischen Joch eingeschoben: „*Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fronen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts.*“ 10 15 20 25

Man sieht, das Urteil hat sich völlig zuungunsten des Zeitalters der Aufklärung und der Humanität gewandt. Romantikern wie Sozialisten, die den Stab darüber brachen, ist Schiller vorangegangen. Wie aber diese sowohl als jene zumeist in unklaren historischen Urteilen stecken geblieben sind, so auch Schiller, der die Wurzeln seines Denkens ihrem Boden nicht entreißen konnte. Dies 30

7 „*Der Lauf der Begebenheiten ... von der idealisierenden Kunst entfernt.*“: Vgl. den zweiten Brief in: Michelsen 1876: 277 f..

17 *sagt jener*: Vgl. ebd: 278.

18 „*und beugt ... unter sein tyrannisches Joch*“: Vgl. Schiller 1871c: 277; vgl. das folgende Zitat in: Michelsen 1876: 278.

24 *Nutzen*: Von Tönnies durch Sperrung und Fettdruck hervorgehoben; vgl. das Zitat in: Schiller 1871c: 277.

zeigt sich besonders in den Urteilen über die Revolution. Der Originalbrief zeigt noch eine entschiedene Sympathie wenigstens mit den Fundamenten der Ereignisse.⁸ „Besonders ist es jetzt das politische *Schöpfungswerk*, was beinahe alle Geister beschäftigt. Die Ereignisse in diesem letzten Dezenium des achtzehnten Jahrhunderts sind für den Philosophen nicht weniger auffordernd und wichtig, als sie es sonst nur für den mithandelnden Weltmann sind, und Ew. Durchlaucht könnten also mit doppeltem Rechte erwarten, daß ich diese merkwürdigen Stoffe zum Gegenstand der schriftlichen Unterhaltung machte, die Sie mir mit so viel Großmut und Güte zugestanden haben.“

„Ein Gesetz des weisen Solon verdammt den Bürger, der bei einem Aufstande keine Partei nimmt. Wenn es je einen Fall gegeben hat, auf den dieses Gesetz könnte angewandt werden, so scheint es der gegenwärtige zu sein, *wo das große Schicksal der Menschheit* zur Frage gebracht ist, und wo man also, wie es scheint, nicht neutral bleiben kann, ohne sich der strafbarsten Gleichgültigkeit gegen das, *was dem Menschen das Heiligste sein muß*, schuldig zu machen. Eine geistreiche, mutvolle, lange Zeit als Muster betrachtete Nation hat angefangen, ihren positiven Gesellschaftszustand gewaltsam zu verlassen und sich in den Naturstand zurückzusetzen, für den die Vernunft die alleinige und absolute Gesetzgeberin ist.“ Dieser ganze Passus ist im Horenbriefe gestrichen. Nachdem er mit dem Satze: „Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmannes auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, *wie man glaubt*, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird“ und mit der Frage: „Verriete es nicht eine tadelnswerte Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu teilen?“ dem Thema, anstatt der warmen Huldigung von damals, eine kühle Reverenz gemacht hat, beeilt er sich, es wieder zu verlassen, während der Originalbrief noch eingehend dabei verweilt, wie folgende Vergleichung lehrt. Im Originalbrief folgen die Sätze: „So sehr dieser große Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden der sich Mensch nennt, interessieren muß, so sehr muß er, seiner Behandlungsart wegen, jeden Selbstdenker insbesondere interessieren. Eine Ange-

⁸ In den folgenden kurzen Zitaten habe ich die für meine Betrachtung merkwürdigsten Worte und Wendungen durch den Druck hervorgehoben. Ebenso nachher in den Parallelstellen des Horenbriefes.

¹ *der Originalbrief*: Vgl. die beiden folgenden Zitate daraus in: Michelsen 1876: 278.

²¹ *mit dem Satze*: Vgl. Schiller 1871c: 277.

legenheit, über welche sonst nur das Recht des Stärkeren *und die *Konvenienz** zu entscheiden hätten, ist vor dem Richterstuhl reiner Vernunft anhängig gemacht, *und maßt sich wenigstens an, als ob sie nach Prinzipien abgeurteilt sein wollte.* Jeder selbstdenkende Mensch aber darf sich (soweit er fähig ist, seine eigentümliche Vorstellungsart zu generalisieren, sein Individuum zur Gattung zu erweitern) als ein Beisitzer jenes Vernunftgerichts ansehen, so wie er, als Mensch und Weltbürger zugleich Partei ist und in den Erfolg sich verflochten sieht. Es ist nicht nur seine eigne *Sache*, welche bei diesem großen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, sondern es wird auch nach *Gesetzen* gesprochen, die er als mitbestellter Repräsentant der Vernunft zu diktieren berechtigt *und aufrechtzuerhalten verpflichtet ist*¹. Dieser bemerkenswerte Passus kehrt im Horenbriefe wieder, nur daß die hier durch Sternchen umschlossenen Worte *fehlen*; dafür ist ein zweifelndes „*wie es scheint*“ schon vor den Satz vom Richterstuhl der Vernunft eingeschoben worden; die übrigen Änderungen sind unerheblich und mehr stilistischer Natur; Erwähnung verdient nur, daß aus dem mitbestellten Repräsentanten der Vernunft einfach ein „vernünftiger Geist“ geworden, und daß dieser statt bloß ‚berechtigt‘ ‚fähig und berechtigt‘ ist. In beiden Ausgaben folgt nun ein Erguß darüber, wie erwünscht dem Schreiber die Unterhaltung über dies politische Thema mit seinem Adressaten sein würde; hier sind später nur die speziellen Beziehungen auf die Durchlaucht ausgemerzt worden. Dann aber schieben die Horen (und folglich unsere Ausgaben) in zwei besonderen „Briefen“ eine rein theoretische Erörterung ein über den ‚Notstaat‘, in den der Mensch sich hineingeboren finde, über das Heraustreten daraus und die Idee eines Naturstandes und den darauf beruhenden „Versuch eines mündig gewordenen Volkes, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen“ (der Name Naturstaat verdrängt hier den früheren ‚Notstaat‘). Ein solcher Versuch sei ein großes Wagnis; denn an die *physische* Gesellschaft (ein dritter Terminus für denselben Begriff) sei der Mensch gebunden als eine Bedingung seines Daseins, man setze diese Bedingung aufs Spiel, wenn man die moralische Gesellschaft vorzeitig an die Stelle setzen wolle. „Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt es, das rollende Rad

1 *und die Konvenienz*: [lat.- frz.]: svw. das in der Gesellschaft Erlaubte. Die Asterisken hier und im Folgenden dienen Tönnies jeweils zur Hervorhebung.

12 *dieser bemerkenswerte Passus*: Vgl. Michelsen 1876: 278; das Zitatende wurde durch den Hg. markiert.

18 ‚fähig und berechtigt‘ ist.: Vgl. Schiller 1871c: 277 f.

während seines Umschwunges auszutauschen.“ Dort, in der physischen Gesellschaft (dem Natur- oder Notstaat) herrschen bloße *Kräfte*, die den natürlichen Menschen bestimmen; hier – in der moralischen – sollen *Gesetze* herrschen, die aber einen sittlichen Menschen voraussetzen, auf dessen

5 Wirklichkeit man niemals rechnen kann. Es gilt, einen *Übergang* zu finden, einen Charakter zu bilden, der zwischen dem natürlichen Charakter der Erfahrung und dem moralischen des Ideals in der Mitte stehe, nur das Übergewicht eines solchen könne „eine Staatsverwandlung nach moralischen Prinzipien“ unschädlich machen und ihre Dauer verbürgen. Hieran schließt

10 sich noch eine etwas schwierige Erörterung in *Fichteschem* Sinne über das Verhältnis des Staates zu den Individuen, und mündet in der Aufstellung, es müsse *Totalität* des Charakters bei dem Volke gefunden werden, das fähig und würdig sein solle, den Staat der Not mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen. Nun scheine zwar jetzt eine *physische* Möglichkeit gegeben,

15 wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen; aber die *moralische* fehle: Verwilderung in den niederen und zahlreicheren Klassen, der „noch widrigere Anblick“ der Schlawheit und Degeneration des Charakters bei den zivilisierten, das sei die Gestalt, die sich im Drama der jetzigen Zeit abbilde. Die Ausführung dieser Ansicht begegnet nun auch

20 im Originalbriefe (und zwar immer noch im zweiten), wo sie aber im Wortlaut erheblich abweicht *und in bestimmter Weise auf die Erfahrungen der Revolution bezogen wird*. Vorausgeht aber hier eine Erörterung, worin Schiller, unter ausdrücklicher Berufung auf die unerfreulichen Erlebnisse, bekennt, er sei so weit entfernt, an den Anfang einer Regeneration im Politischen zu glauben, daß ihm die Ereignisse der Zeit vielmehr alle Hoffnungen dazu „auf Jahrhunderte“ benommen hätten. „Ehe diese Ereignisse ein-

25 traten, gnädigster Prinz, konnte man sich allenfalls mit dem lieblichen Wahne schmeicheln, daß der unmerkliche aber ununterbrochene Einfluß denkender Köpfe, die seit Jahrhunderten ausgestreuten Keime der Wahrheit, der aufgehäufte Schatz von Erfahrung, die Gemüter allmählich zum Empfang des Besseren gestimmt und so eine Epoche vorbereitet haben müßten, wo die Philosophie den moralischen Weltbau übernehmen und das Licht über die Finsternis siegen könnte. So weit war man in theoretischer Kultur vorgedrungen, daß auch die ehrwürdigsten Säulen des Aberglaubens zu wanken anfangen, und der Thron tausendjähriger Vorurteile schon

35

1 „... das rollende Rad während seines Umschwunges auszutauschen.“: Vgl. ebd.: (3. Brief) 280; das folgende Zitat ebd.: 281 im 4. Brief.

9 Hieran schließt sich: Vgl. ebd.: 285 f. (5. Brief).

erschüttert ward. Nichts schien mehr zu fehlen, als das *Signal* zur großen Veränderung, und eine Vereinigung der Gemüter. Beides ist nun gegeben – aber wie ist es ausgeschlagen?“ – Die Beziehung auf die unmittelbaren Eindrücke der Revolution, die Schiller 2 Jahre später nur durch das Gerücht zu kennen vorgibt – was freilich scherzhaft gemeint, aber ernsthaft bezeichnend ist –, ist hier vollkommen deutlich. Vollends in dem, was folgt: „Der Versuch des französischen Volkes, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen und eine politische Freiheit zu erringen, hat bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht und nicht nur dieses unglückliche Volk, sondern mit ihm auch einen beträchtlichen Teil Europens und ein ganzes Jahrhundert in Barbarei und Knechtschaft zurückgeschleudert. Der Moment war der günstigste, aber er fand eine verderbte Generation, die ihn nicht wert war und weder zu würdigen noch zu benutzen verstand.⁹ Den Gebrauch, den sie von diesem großen Geschenk des Zufalls macht und gemacht hat, beweist unwidersprechlich, daß das Menschengeschlecht der vormundschaftlichen Gewalt noch nicht entwachsen ist, und daß das liberale Regiment der Vernunft da noch zu frühe kommt, wo man kaum damit fertig wird, sich der brutalen Gewalt der Tierheit zu erwehren, und daß derjenige noch nicht reif ist zur *bürgerlichen* Freiheit, dem noch so vieles zur *menschlichen* fehlt.“ Der Passus über die Extreme der Verwilderung und Erschlaffung gewinnt, indem er hier angeschlossen wird, seinen rechten Sinn, da er offenbar aus der Betrachtung allerneuester Zeitereignisse abgezogen ist – die Verwilderung soll das *Schreckensregiment*, die Erschlaffung, Geistesschwäche und Versunkenheit des Charakters, soll das Wesen

⁹ Dieser Gedanke kehrt in den Horenbriefen als die kurze Sentenz „und der freigebige Augenblick findet ein unempfindliches Geschlecht“ wieder. Berühmt ist er geworden durch das in den ersten Xenien (1797) enthaltene Distichon:

„Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.“

Ebenso erinnert obige Stelle von der Erwartung, daß die Philosophie den moralischen Weltbau übernehme, deutlich an die Verse „Einstweilen bis den Bau der Welt Philosophie zusammenhält Erhält sie das Getriebe Durch Hunger und durch Liebe“ aus dem Jahre 1795.

³ „Ehe diese Ereignisse ... aber wie ist es ausgeschlagen?“. Vgl. Michelsen 1876: 279 f.; dort auch die folgenden Briefpassagen.

²⁵ *Dieser Gedanke kehrt*: Vgl. Schiller 1871c: 284–287, hier 285 (5. Brief).

²⁹ „Eine große Epoche ... findet ein kleines Geschlecht.“: Vgl. Schillers „Der Zeitpunkt“ (1871i: 101). Die folgende Strophe ist aus Schiller 1871g: 67 (Die Thaten der Philosophen. Die Weltweisen).

und Treiben der *Emigranten* bezeichnen. Hierauf beruht nun auch das persönliche Bekenntnis, wodurch Schiller gleichsam Abschied nimmt von dem Glauben an jede unmittelbare Verwirklichung seiner politischen Ideale und von der Hoffnung auf eigne Mitwirkung daran. „Wäre das Faktum wahr
 5 (heißt es im Originalbrief) – wäre der außerordentliche Fall wirklich eingetreten, daß die politische Gesetzgebung der Vernunft übertragen, der Mensch als Selbstzweck respektiert und behandelt, das Gesetz auf den Thron erhoben und wahre Freiheit zur Grundlage des Staatsgebäudes gemacht worden, *so wollte ich auf ewig von den Musen Abschied nehmen*
 10 *und dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft, alle meine Tätigkeit widmen.* Aber dieses Faktum ist es eben, was ich zu bezweifeln wage.“ Zugleich ein neues Zeugnis dafür, wie tief bei ihm der Gedanke, sich der politischen Tätigkeit hinzugeben, gesessen hat.

Ein durchgehende Vergleichung der Originalbriefe mit der Abhandlung,
 15 die in den Horenbriefen auseinandergesogen vorliegt, wäre auch sonst in mancher Hinsicht lohnend. Der Gedankengang, der in dieser ziemlich verwickelt und mühsam geworden ist, liegt dort schlicht und bündig gefaßt vor. Er sei hier in Kürze wiedergegeben: Nur der Charakter der Bürger erschafft und erhält den Staat und macht politische und bürgerliche Frei-
 20 heit möglich. Jeder Versuch einer Staatsverfassung aus Prinzipien (jede andere ist bloßes Not- und Flickwerk) ist so lange für unzeitig, darauf gegründete Hoffnung so lange für schwärmerisch zu halten, bis der Charakter der Menschheit von seinem tiefen Verfall wieder emporgehoben ist – eine Arbeit für mehr als ein Jahrhundert. „So lange aber der oberste
 25 Grundsatz der Staaten von einem empörenden Egoismus zeugt [ein ganz neuer Gesichtspunkt] und so lange die Tendenz der Staatsbürger nur auf das physische Wohlbefinden beschränkt ist, so lange, fürchte ich, wird die politische Regeneration, die man so nahe glaubte, nichts als ein schöner philosophischer Traum bleiben.“ Man soll deshalb aber nicht aufhören, danach
 30 zu streben. „*Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen und das große Zentrum aller Kultur* – aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grund eines veredelten Charakters aufführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern
 35 eine Verfassung geben kann.“ Hier macht Schiller sich selbst den Einwand,

14 *Ein durchgehende Vergleichung*: Sic!

29 „... ein schöner philosophischer Traum bleiben.“: Vgl. Michelsen 1876: 281; der Klammersausdruck ist von Tönnies; das folgende Zitat ebd.

daß der Charakter des Bürgers ebensogut von der Verfassung abhängt, als diese auf dem Charakter des Bürgers ruhe. Es folge daraus, daß man entweder auf Mittel denken muß, dem Staat aufzuhelfen, ohne den Charakter dabei zu Hilfe zu nehmen – das aber enthalte einen Widerspruch – oder dem Charakter beizukommen, ohne den Staat dabei nötig zu haben – dies lasse sich wenigstens denken; denn auf den Charakter werde durch Berichtigung der Begriffe und durch Reinigung der Gefühle gewirkt; beide Quellen erhalten sich rein und lauter bei allen Mängeln des Staats. „Das dringende Bedürfnis unseres Zeitalters scheint mir die Wandlung der Gefühle und die sittliche Reinigung des Willens zu sein, denn für die Aufklärung des Verstandes ist schon sehr viel getan worden. Es fehlt uns ... nicht sowohl an Licht als an Wärme, nicht sowohl an philosophischer, als an“ – man würde nun erwarten, ethischer, Schiller setzt aber dafür ein: *ästhetischer* Kultur. Und er fügt sogleich hinzu: „Diese letztere halte ich für das wirksamste Instrument der Charakterbildung.“ – „Die Künste des Schönen beleben, üben und erfreuen das Empfindungsvermögen, sie erheben den Geist von den groben Vergnügungen des Stoffes zum reinen Wohlgefallen an bloßen Formen und gewöhnen ihn, auch in seine Genüsse Selbsttätigkeit zu mischen.“ Freilich – fährt dann der dritte Brief fort – finden wir in der Geschichte, daß Geschmack und Freiheit einander fliehen, daß die Kunst nur auf dem Grunde des Heroismus sich ihren Thron aufrichtet, daß gewöhnlich mit der *Energie des Charakters*, der wirksamsten Feder alles Großen und Trefflichen im Menschen, die ästhetische Verfeinerung *erkauft* wird. Darf man also die ästhetische Kultur als das Werkzeug betrachten, wodurch die sittliche befördert wird? Allerdings, denn es ist nur die *eine* Seite der ästhetischen, das *Schöne*, was durch seine „schmelzenden“ Wirkungen solche erschlaffenden Wirkungen hat; in entgegengesetzter Richtung arbeitet das *Erhabene*; dies und die Anspannung des Gemütes, die es hervorruft, hat wiederum die Gefahr, eine gewisse Härte, ja oft sogar Roheit zu begünstigen; dieser Gefahr wirkt eben das Schöne entgegen. Durch ihre Ergänzung und gegenseitige Neutralisierung haben also das Schöne und das Erhabene zusammen die erwünschtesten sittlichen Wirkungen: der erschlaffende Einfluß des Schönen ist eine Wohltat, solange er sich nur an der Sinnlichkeit äußert; umgekehrt wirkt das Erhabene günstig, solange es nur die geistige, aber nicht die sinnliche Natur an Schnellkraft gewinnen läßt. Die Sensualität ist ein Zustand der Abhängigkeit, die Rationalität ein Zustand der

12 *als an*“: Zitatende durch Hg. markiert.

14 *fügt sogleich hinzu*: Vgl. ebd.: 282; dort auch das folgende Zitat.

Freiheit; wie läßt sich von der einen zur anderen ein Übergang denken? Antwort: der Geist muß zur Materie hinuntersteigen, muß schon im Gebiet der Empfindungen seine Wirksamkeit eröffnen. Über der ersten Stufe oder Epoche, in der der Mensch nichts ist als wirkende Kraft, steht die zweite, wo er durch das Wohlgefallen der *Betrachtung* das erste liberale Verhältnis gegen die Natur gewinnt; so steht das Vergnügen am Schönen (und Erhabenen) über dem Vergnügen am Angenehmen. Auf der höchsten Stufe, der sittlichen, „lasse ich die Sinnlichkeit ganz hinter mir zurück und habe mich zu der Freiheit reiner Geister erhoben“. – Zwischen dem dritten und vierten der Originalbriefe hatte Schiller eine Antwort des Prinzen erhalten, auf die sich der vierte bezieht. „Willig,“ schreibt Friedrich Christian (den 2. September 1793) „trete ich Ihrer Meinung bei, daß das Reich der politischen Freiheit noch zu frühzeitig ist. Es fehlt an Priestern, dieser Gottheit würdig. Nur Freigeborene können ihren Dienst versehen, und die Menschen unseres Zeitalters sind nicht einmal Freigelassene. Ich bin völlig überzeugt, daß jeder Versuch, ohne politische Ketten einherzuwandeln, uns mißlingen wird. Die edlen Menschen, die besseren Köpfe müssen daher nach wie vor mit großmütiger Entsagung des eignen Genusses sich begnügen, Samen auszustreuen, vorzubereiten, einzelne in das lichtvolle Reich der Vernunft und Freiheit einzuführen, dessen Bürger sie sind, und dem keine Verfolgung, kein Despotismus sie entreißen kann. Es wird noch lange dauern, bis Staaten und Völker in dieses Himmelreich eingehen werden.“ Zwei Jahre früher hegte er noch den Glauben an die Revolution, als sie ihre „schönen Tage“ gefeiert hatte und König und Volk in der neuen Verfassung einträchtig zu vereinigen schien. „Aus jenen politischen Trümmern erhebt sich jetzt ein stattliches, schön anzusehendes Gebäude, dessen Bequemlichkeit erst die Erfahrung bewähren muß“,¹⁰ schrieb er an seine Schwester, und hofft ähnlichen Erfolg von der Kantischen Philosophie, die ja auch ein Trümmerfeld zurücklasse. In Schiller trat ihm der Kantianer entgegen. Nun erklärt sich aber (in dem erwähnten Schreiben vom 2. September 1793) der Prinz dissentierend von dem Dichter dahin, daß er auch von besserer *theoretischer Einsicht* die günstigsten Folgen erwartet; es fehle dem Verstande der Zeit-

¹⁰ Deutsche Rundschau, März 1905, S. 343.

⁹ „... und habe mich zur Freiheit reiner Geister erhoben“: Vgl. Michelsen 1876: 408.

¹¹ *schreibt Friedrich Christian*: Vgl. Urlichs 1876: 389.

¹² *schrieb er an seine Schwester*: Vgl. Friedrich Christians Brief an seine Schwester Luise, undatiert, etwa eine Woche nach dem 14. 2. 1791 in: Schulz 1905: 342–364, hier 343. Vgl. die folgende Briefpassage an Schiller vom 2. 9. 1793 in: Urlichs 1876: 389.

genossen ebensowohl an Licht, wie ihren Herzen an Wärme. Man lasse sich nicht die Zeit, gehörig zu lernen; auch die Anordnung unserer Studien sei schuld, die entweder das Gepräge unwissender Willkür oder des barbarischen Zeitalters trage. „Hier muß vor allen Dingen reformiert werden, und ich für meinen Teil arbeite dazu aus allen Kräften.“ (Er ist später als 5
dänischer Unterrichtsminister tätig gewesen.) In einem gleichzeitigen Briefe an die Schwester meinte Friedrich Christian, Schiller sei auch einer von denen geworden, die es zu vergessen scheinen, daß Geist und Sinnlichkeit im Menschen in der Theorie wohl abgesondert werden können, *allein* in 10
der Wirklichkeit sich immer gemeinschaftlich äußern. – In seiner Antwort entgegnet Schiller, Mangel an *theoretischer* Kultur sei allerdings eine der *nächsten* Ursachen der „Verwilderung, an der unsere Zeitgenossen krank liegen“, aber nicht die letzte. „Eine gesündere Philosophie hat die Wahn- 15
begriffe unterwühlt, worauf der Aberglaube seinen Schattenthron erbaute – warum steht dieser Thron noch jetzt? Eine bessere Moral hat unsere Politik, unsere Legislation, unser Staatsrecht gemustert, und das Barbarische in unseren Gewohnheiten, das Mangelhafte in unseren Gesetzen, das Unge- 20
reimte in unseren Konvenienzen und Sitten aufgedeckt – woran liegt es, daß wir nichtsdestoweniger noch Barbaren sind?“ An Kraft und Energie des *Entschlusses* fehle es. Und nun folgt eine interessante Stelle, die uns zeigt, wie Schiller von seinen medizinisch-anthropologischen Studien her, die ihn auch bei den historischen leiteten, in das *soziale* Leben und dessen Wirkungen auf die Menschen hineingeschaut hat. „Der zahlreichere Teil 25
der Menschen wird durch den harten Kampf mit dem physischen Bedürfnis viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und inneren Kampf mit Wahnbegriffen und Vorurteilen aufraffen sollte.“ Und sein alter Radikalismus kommt noch einmal zu Worte in dem Satze: 30
„Geschieht es, daß in seinem Kopfe und Herzen sich höhere Bedürfnisse regen, so ergreift er mit hungrigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft halten, *und womit es ihnen von jeher gelungen ist, das erwachte Freiheitsgefühl ihrer Mündel abzufinden*.

*Man wird daher immer finden, daß die gedrücktesten Völker auch die borniertesten sind; daher muß man das Aufklärungswerk bei einer Nation

13 „Verwilderung, an der unsere Zeitgenossen krank liegen“: Vgl. Michelsen 1876: 410 (4. Brief); das folgende Zitat ebd.: 410 f.

26 „Der zahlreichere Teil der Menschen ... aufraffen sollte.“: Vgl. ebd.: 411; das folgende Zitat ebd.

mit Verbesserung ihres physischen Zustandes beginnen. Erst muß der Geist vom Joch der Notwendigkeit losgespannt werden, ehe man ihn zur Vernunftfreiheit führen kann. Und auch nur in diesem Sinn hat man recht, die Sorge für das physische Wohl der Bürger als die erste Pflicht des Staates zu betrachten*. **Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben*¹¹, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll.*“ Anders verhalte es sich mit der oberen Gesellschaftsklasse. „Was jenen der Zwang ihrer Lage verbietet, davon schreckt diese eine strafbare Weichlichkeit ab.“ * „Sie fliehen die Aufklärung nicht bloß um der Mühe willen, womit sie erworben werden muß; sie fürchten sie ebensowohl um der Resultate willen, zu denen sie führt. Sie sind bange, die Lieblingsideen aufgeben zu müssen, denen nur die Dunkelheit günstig ist, und mit ihren Wahnbegriffen zugleich die Grundsäulen einstürzen zu sehen, die das morsche Gebäude ihrer Glückseligkeit tragen.“* Usw.¹²

Die fernere Betrachtung der Originalbriefe ist von geringerem Interesse. Im fünften will Schiller das bisher theoretisch ausgeführte auch historisch erweisen; der Grundgedanke, daß *die Liebe zum Putz* immer die anfangende Humanisierung bei wilden Stämmen verkündigt, ist in den Horenbriefen ausführlicher entwickelt; der Inhalt des sechsten ist zum größten Teile in eine besondere Abhandlung „Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten“ übergegangen. Dieser ist der letzte, der vollständig erhalten ist. Das

¹¹ Vergl. Das Epigramm 4: „Würde des Menschen“ im Musenalmanach 1797:
 „Nichts mehr davon, ich bitt euch. Zu essen gebt ihm, zu wohnen. Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.“

Deutlich kündigt der sozialistische Gedanke gegen den liberalen sich an.

¹² In der entsprechenden Stelle gegen Ende des achten der Horenbriefe fehlen die schneidenden Sätze, die hier zwischen *Sternchen* gesetzt sind, ganz; auch anschließende, die den letzten Gedanken ausführen. Der ganze Gedanke ist dort auf einige minder starke Sätze reduziert. Schiller schrieb den Originalbrief in *Ludwigsburg*, vom Hause des Doktor Hoven aus, und es ist mir nicht zweifelhaft, daß dieser die Jugendideen des Freundes neu angeregt und befruchtet hat. Vergl. Hovens Selbstbiographie, Nürnberg 1840. S. 124 ff., 326 ff.

⁷ *soll.*“*: Zitatende durch Hg. markiert.

¹⁵ „*Was jenen der Zwang ... Glückseligkeit tragen.*“: Vgl. ebd.: 412. Beachte das Epigramm 4 („Würde des Menschen“) in: Schiller 1871k.

¹⁷ *das bisher theoretisch ausgeführte*: sic!

²² „*Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten*“: Vgl. Schiller 1871d.

³¹ *Doktor Hoven*: Der Mediziner und Schriftsteller, ein Jugendfreund, besuchte mit Schiller die Karlsschule.

Fragment des siebenten fährt in der geschichtsphilosophischen Betrachtung fort, indem der Satz aufgestellt wird, daß der *Geschmack* allein eine harmonische Einheit in die *Gesellschaft* bringe, weil er eine harmonische Einheit im *Individuum* stifte.

Aus dem gesamten Zusammenhange erkennen wir klar, wie nahe im *Bewußtsein* des Dichters die Gestaltung seines ästhetischen Programms 5
und seine fernere künstlerische Betätigung mit den Erlebnissen standen, in denen das Reich der Vernunft, wie ihm mit so vielen Zeitgenossen schien, Schiffbruch litt. Aber wir bemerken die Stufen des Überganges. In den Originalbriefen, an einen edlen Fürsten gerichtet, ist die politische Tendenz und 10
Hoffnung noch nicht erloschen; ein bis zwei Jahre später, in den Horen, glimmt sie nur noch unter der Asche. Die Einleitung zu den „Horen“ will unbedingt für die neue Zeitschrift alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Cotta freilich wollte zu gleicher Zeit eine 15
große politische Zeitung begründen und auch diese Schillers Leitung übertragen. Zunächst haben nur Gesundheitsrücksichten Schillers Ablehnung bestimmt; aber sie trifft mit seinem definitiven Abschied von der Politik zusammen. In den Xenien zeigt er sich nur noch als „Zeitbürger“, indem er die Aufklärung, die Revolution und ihre Anhänger verspottet. Verachtung 20
seiner Zeitgenossen, des ‚Publikums‘, schreibt er auf seine Fahne. Er lebt fortan mehr im klassischen Altertum, als in der neuesten Zeit, er *flieht* aus der drückenden Atmosphäre der Wirklichkeit in das Reich der *Ideen*.